M. B. Fast,
Editor, Rundschau,
ELKHART, IND.

Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

27. Jahrgang. Elkhart, Ind., 1. Januar 1904. No. 1.

Des Christen Neujahr.

Noch strahlt von Bethlehem der Stern
In wunderbarer Pracht,
Und Engelharfen tönen hehr
Durch unsre Winternacht.
Anbetend ist noch unser Herz
Zur Krippe hingewandt,
Wo es den Sohn der Liebe grüßt
In diesem Thränenland.

Nun bricht ein neues Gnadenjahr
Uns Erdenpilgern an,
Es weist der Glocken vollen Ton
Uns auf die neue Bahn.
Da wallen wir zum Haus des Herrn,
Vereint im neuen Jahr,
Und bringen demutsvoll das Herz
In Dank und Bitte dar.

Ob arm auch war des Wirkens Frucht,
Ob groß auch unsre Schuld,
Ist größer Gottes Liebe doch
Und ewig seine Huld.
So nehmen ein getröstet Herz
Wir heim vom Gotteshaus
Und tragen neue Gotteskraft
Ins Leben mit hinaus.

Und dann hinein ins Alltagsjoch,
Vielleicht in Kreuz und Not.
Wir wissen nicht, was uns bestimmt,
Ob Leben oder Tod.
Doch einer geht, das wissen wir,
Mit uns auf Schritt und Tritt
Und teilt in allem, was wir thun,
Uns seinen Beistand mit.

Drückt uns zu sehr des Lebens Last,
Nagt uns ein heimlich Leid,
So ist uns stets sein willig Ohr,
Sein treues Herz bereit.
Er kehrt mit seinem Wort und Geist
Alltäglich bei uns ein,
Und sein Nähe uns umweht
Im stillen Kämmerlein.

Er reicht uns dar an seinem Tisch
Der Seele höchstes Gut;
Denn das ist unsers Lebens Kraft:
Vergebung durch sein Blut!
Ach, wer nur täglich dies ergreift,
Der steht auf Felsengrund;
Und ob der Leib auch siech und matt, —
Die Seele ist gesund!

Und sollen wir an Gräbern stehn,
Da man das Liebste barg,
So naht sich uns der Lebensfürst
Auch über Gruft und Sarg.
Er lindert uns mit starkem Trost
Den heißen Trennungsschmerz
Und schenkt uns in der Trübsal Glut
Das gläubig feste Herz.

Rollt dann auch Jahr um Jahr dahin,
Jahrzehnt auch um Jahrzehnt,
Sie bringen uns nur näher ihm,
Den unser Herz ersehnt.
Und endlich kommt das letzte Jahr,
Da holt er heim die Braut,
Damit sie seine Herrlichkeit
In vollem Glanze schaut.

Dann strahlet uns der Morgenstern
In nie geahnter Pracht;
Sein heller Glanz durchleuchtet selbst
Die dunkle Todesnacht.
Dann rauschen Engelharfen hehr,
Und in der Sel'gen Schar
Bricht der befreiten Seele an
Das große Jubeljahr.

Henny Häntzsche-Vallett.

Aus Frankreich.

Hubmaier und Luther.

Mit großem Interesse habe ich in No. 5 der Monatsblätter den Artikel über gewisse Schwächen der Reformatoren gelesen. (Siehe „Rundschau" vom 8. Juli 1903). Mit dem geehrten Verfasser glaube ich, daß es uns als richtig erscheinen muß, wenn unser Menno im Rückblick auf sein Leben und Wirken seine Fehler demütig bekannt, und, indem er sich ganz auf die Gnade Gottes verließ, andere treulich vor den gleichen Irrungen gewarnt hat.

Anstatt hier an Schwäche zu denken, glaube ich, daß dieses im Gegenteil uns bei Menno eine seltene Seelengröße und einen tief christlichen Sinn zeigt. Sogar die Welt hat Achtung vor dem edlen Menschen, der seine Fehler zu erkennen weiß und sie freimütig bekennt. Zeigt uns nicht andererseits das Wort Gottes klar und deutlich, daß der Herr gerade solches von den Seinen erwartet? (1. Joh. 1, 9. 10.)

Ich wurde aber schmerzlich berührt durch den Satz: „Wir denken an die schwache Stunde Hubmaiers in Zürich im Jahre 1526 und vergleichen ihn mit Luthers mutiger Persönlichkeit in Worms."

Wie kann von Vergleich die Rede sein, wenn doch die Verhältnisse, in denen beide Männer sich befanden, grundverschieden waren? Wir wollen uns diese Verhältnisse, wie sie die Geschichte festgestellt hat, vor Augen stellen.

Das kühne Auftreten Luthers, als er die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, war von Unzähligen mit Jubel begrüßt worden. Der großen Masse war es dabei vollkommen gleichgültig, welche Gestalt die neue Kirche nun annehmen würde. Es handelte sich vorerst nur um Befreiung von dem verhaßten römischen Joche. Auf das eine Ziel waren alle Anstrengungen gerichtet, selbst diejenigen von Leuten, denen später Luthers Lehre nichts weniger als sympatisch war.

Weiter hatte Luther das Glück, mächtige Fürstenhöfe und einen großen Teil des Adels für seine Sache zu gewinnen. Der Kurfürst von Sachsen, nach dem Kaiser der mächtigste Fürst im Reiche, erwies sich ihm als kräftiger Beschützer.

Luther wurde von Kaiser Karl V. vor den Reichstag gefordert. Unter katholischem Geleite kam er als freier Mann nach Worms. Er hatte noch obenein einen Geleitsbrief vom Kurfürsten und einen vom Herzog Georg, aus Leipzig, empfangen. Des Kurfürsten Bruder, Herzog Johann gab ihm Reisegeld, der Rat von Wittenberg einen offenen Reisewagen. Seine Reise glich einem Triumphzug. Alle wollten ihn sehen. Von allen Seiten warnte man ihn, viele aber sprachen ihm Mut zu, so noch im letzten Augenblick der tapfere Frundsberg, Oberst der Landsknechte, der vor dem Sitzungspalaste die Wache befehligte. Im Reichstage selbst herrschte eine große Mißstimmung der katholischen Kirche gegenüber. Obgleich die Reichsstände einen Monat darauf Luther in die Acht erklärten, reichten sie 101 Beschwerden gegen die Mißbräuche und Bedrückungen des römischen Stuhles ein.

Unter solchen Umständen sollte das schlichte und mutige Auftreten Luthers einen gewaltigen Eindruck machen.

Anders stand es bei Hubmaier in Zürich. Von jeher hatten die altevangelischen Grundsätze auf Buße, Bekehrung und neuen Wandel in der Nachfolge Christi gedrungen. Die Vertreter dieser Grundsätze zur Zeit der Reformation, die Täufer, hatten gar bald eingesehen wie wenig sämtliche Reformatoren für den Aufbau der Kirche darauf Rücksicht nahmen. Darum traten sie mutig für die erkannte Wahrheit ein. Viele nach Frieden und Heil dürstende Seelen fielen ihnen zu. Die meisten aber, die von Selbstverleugnung und Herzenserneuerung damals ebenso wenig wie heute wissen wollten, waren gegen sie feindlich gesinnt. Die Reformatoren, denen diese Partei ohnehin ein Dorn im Auge war, verschärften durch ihr Benehmen den Täufern gegenüber diesen dem menschlichen Herzen so natürlichen Widerspruch. Die Obrigkeit betrachtete sie wegen ihrer Ansichten über den Krieg und den Eid als Aufrührer.

So weckte bald der Name „Wiedertäufer" allgemeine Verachtung und Haß. Es gehörte ein seltener Mut dazu, sich zu ihren Lehren zu bekennen.

Es war daher von Seiten Hubmaiers ein kühner Schritt gewesen, als er im Jahre 1525 offen und rückhaltslos auf die Seite der Täufer trat. Damit begab er sich in ein Leben voll Sorgen und Gefahren. Wohl bot ihm die Stadt Waldshut einige Zeit einen sicheren Bergungsort. Bald aber wurde sie von den Oesterreichern überfallen und eingenommen. Hubmaier, von einer tötlichen Krankheit kaum aufgestanden, vermochte sich nur mit knapper Not zu retten. Krank und elend sah er sich ausgetrieben, ungewiß, wohin er sich wenden sollte. Mittellos, in zerfetzter Kleidung, kam er mitten im Winter in Zürich an. Einige Glaubensgenossen kamen ihm zu Hilfe und verbargen ihn so gut sie konnten.

Als aber der Rat dennoch von seiner Ankunft hörte, ließ er ihn aufspüren, verhaften und einkerkern. Alles wurde von Zwingli und seinen Freunden versucht, um seinen Glauben zu erschüttern. Am 22. Dez. 1525 sollte er im Frauenmünster öffentlich widerrufen. In einer heftigen Rede zählte Zwingli alle Irrtümer auf, die sein ehemaliger Freund jetzt widerrufen solle. Dann wandten alle ihre Blicke auf Dr. Balthasar. Dieser, durch Krankheit und Entbehrung abgeschwächt, erhob sich und verlas mit zitternder Stimme sein Glaubensbekenntnis. Nach und nach wird aber seine Stimme fester und mit feuriger Ueberzeugungskraft legt er seine Gründe für die Glau-

benstaufe dar. Seine begeisterten Worte rufen donnernden Beifall von Seiten des Volkes hervor. Zwingli läßt aber den Redner schnell wieder in seinen Kerker zurückbringen.

Hier wurden nun neue Versuche gemacht ihn zum Widerrufe zu bewegen. Endlich wurde die Folter angewandt, bis der vielgeplagte Mann nach Monate langem Kampfe den bekannten Widerruf unterschrieb, der am 10. April 1526 im Frauenmünster öffentlich verlesen wurde.

Sein ganzes späteres Leben aber und sein heldenmütiger Tod am 10. März 1528 zeigen zur Genüge, daß durch diesen Widerruf seiner innersten Ueberzeugung Gewalt angethan worden war.

Hubmaier hatte in Zürich eine schwache Stunde, aber zeigt uns nicht die bange Frage Johannes des Täufers (Matth. 11, 5) was eine längere Kerkerhaft auf das Gemüt des glaubensfesten Mannes ausüben kann. Wir wollen beim Andenken an Hubmaier in Zürich uns demütigen und bedenken, welch armseliges Gemächte wir Menschen sind.

Bei Luthers mutigem Auftreten in Worms wollen wir Gott preisen, der sich auf solche Weise durch so schwache Werkzeuge verherrlichen kann.

Aber nimmermehr wollen wir das Verhalten dieser beiden Männer in so verschiedenen Lagen, unter Herabsetzung des einen vergleichen. Wir stellen es dem anheim, der da recht richtet und nicht nach dem, was die Augen sehen, noch was die Ohren hören.

Pierre Sommer.
(in Monatsblätter.)

Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.

Kol. 3, 4.

Daß die christliche Liebe nicht bei allen Menschen den Vorgang hat, muß man leider gar zu oft sehen, denn an so vielen Orten, ja sogar in sonst christlichen Gemeinden herrscht aufregender Unfriede. Was ist wohl die Ursache davon? Christus sagt: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt." Joh. 13, 35. Ja, wo wahre christliche Liebe im Herzen der Menschen ist, da kommt nicht Streit noch Unordnung vor, nein, die Liebe ist langmütig und freundlich; die Liebe eifert nicht. 1. Kor. 13, 4. Wenn auch Mißverständnisse und Schwachheiten unter uns Menschen vorkommen, so soll aber mit dem Band der Liebe alle Unordnung wieder in Vereinigung gebracht werden. Christus sagt: „So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben." Matth. 6, 14. Daraus muß man annehmen, daß alle Menschen mehr oder weniger Fehler und Schwachheiten an sich haben; aber auch, daß alle Menschen gegenseitig siebenzigmalsiebenmal einander vergeben und verzeihen sollen. Matth. 18, 22. Paulus sagt: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Röm. 12, 18. Solchen Leuten, mit denen es beinahe unmöglich ist, Frieden zu haben, sollen wir doch, als Kinder Gottes, in Liebe begegnen und unsere Herzen nicht mit Zorn und Rache angefüllt sein lassen. „Denn des Menschen Zorn thut nicht was vor Gott recht ist. Jak. 1, 20. Christus sagt: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl, denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Matth. 5, 44. Nun, in solch vollkommener Liebe gegründet zu sein, wünsche ich mir und allen lieben Lesern. J. S. Amstutz.

Gedanken am 31. Dezember.

Luk. 13, 7. 8. 9.

Steht noch bis heut der träge Baum im Garten
Und nimmt den andern Bäumen Saft und Raum?
Soll ich des faulen Baumes länger warten?
Statt reinen Saft hat er nur Sündenschaum!
Schon manches liebe Jahr bin ich gekommen
Und hab' nach Frucht auf diesem Baum gesucht,
Nur taube Blüten hab' ich wahrgenommen,
Ach, keine Frucht! Nun sei der Baum verflucht.

So höre, Gärtner, denn das Urteil schallen:
Hau um den Baum, daß ich ihn nicht mehr seh';
Dem ew'gen Feuer möge er verfallen!
Wenn auch mein Herz mir bricht vor Leid und Weh;
Denn ach, wie gerne möcht ich seiner schonen,
Daß er verbrennen muß, ist nicht mein Will'.
Wie könnte er einst herrlich bei mir thronen!
Er will es nicht; er steht im Wachstum still.

Mein Vater, ach, noch ein Jahr laß ihn stehen!
Ich flehe dich aus treuem Herzen an.
Vielleicht ist endlich doch noch Frucht zu sehen,
Wenn ich ihn pfleg wie ich bisher gethan.
Will ihn umgraben, dingen und begießen
Und nichts versäumen in der Gärtnerpflicht!
Ob ich ihn endlich doch noch bring zum Sprießen?
Wenn nicht, so übergieb ihn dem Gericht.

So bittet unser Heiland für uns Sünder
Und tritt ins Mittel bei dem Vater ein.
Ist er doch selbst des Todes Ueberwinder
Und will, daß keiner soll verloren sein.
Sein Blut, auf Golgatha am Kreuz vergossen —
Das spricht für aller Menschen Sünden gut.
Ja, auch für mich und dich ist es geflossen,
Für mich und dich sank fast sein Gottesmut.

Ach Herz! Muß heut also der Herr nicht klagen?
Und weil am End' des alten Jahr's wir steh'n?
So lasset uns mit wahrem Ernste fragen,
Ob wir nicht fühlen das Gericht angeh'n?
Hast du dem Herrn die Früchte hier getragen,
Die er mit Recht von dir zu fordern hat?
Und darf dein Gott nicht über dich heut klagen
Wie er vergeblich suchte früh und spat?

Vielleicht ist hier dein Leben bald verstrichen,
Wer bürgt, daß dies dein letztes Jahr nicht ist!
Und wirst du dann dem faulen Baum verglichen,
Dann, liebste Seel,—bedenke, wer du bist!
Noch ist die Gnadenzeit dir hier vergönnt,
So schieb auch deine Buß nicht länger auf.
Wer weiß, ob dich der Herr noch morgen kennet?
Nein, heute noch richt' himmelwärts den Lauf.

Schau' hinter dich! wie viel hast du genossen
Des Guten, das du wirklich nicht verdient.
Wie manches, manches Jahr ist dir verflossen;
Hast du in diesen dich mit Gott versöhnt?
Wie haben wir die teuren Lebenstage
Die uns der Herr verliehen, hier verbracht?
Spricht nicht der Herr auch über uns die Klage:
Umsonst sucht' ich nach Früchte Tag und Nacht!

O treuer Gott, ich lege dir zu Füßen
All' meine Sünden heut am Jahresschluß,
Und lasse Reu- und Bußethränen fließen,
Weil du mit mir nichts hast, als nur Verdruß.
Du hast mir täglich so viel Lieb' erwiesen,
Die ich mit schnödem Undank dir gelohnt.
Wann hab' ich dich wie sich's gebührt gepriesen?
Du aber, Gott, hast gnädig mich verschont!

Mit Vaterliebe hast du mich getragen
In dem so eben hingesunk'nen Jahr.
Und während manche über Unglück klagen,
Steh' ich so da und kenne kaum Gefahr.
Ach, daß doch deine übergroße Güte
(Röm. 2, 4.)
Zur Buß mich führte hier in dieser Zeit!
Ja, daß des Jahres hingewelkte Blüte
Mich mahnte stets an meine Sterblichkeit!

Mein lieber Vater, der du reich an Gnade,
So reich an Liebe und Erbarmen bist;
Erhöre heut, am Jahresschluß, mich, Made,
An der sonst nichts als Sünd' zu finden ist.
In Gnaden höre heut mein schwaches Flehen,
Das ich mit Seufzen send' zum Gnadenthron.
Sag' selbst dein „Amen" und es muß geschehen,
Da du uns liebst so treu in deinem Sohn.

Sei ferner unser Schützer und Berater
Im neuen, wie in dem verfloss'nen Jahr.
Erweise dich uns als ein treuer Vater;
Denn Menschentreue ist auf Erden rar.
Schütz' uns in allen Leib's- und Seelennöten,
Laß unsre Arbeit uns zum Segen sein;
Gieb auch, daß wir stets ohne Schamerröten
Dem Nächsten hier ein gutes Beispiel sein!

Was wir im neuen Jahr dem Feld antrauen
Nimm du, o Gott, in deine sichere Hut.
Und wenn wir unsre Gärten emsig bauen
Und tränken sie mit unserm Schweiß und Blut:
Dann gieb zu aller Arbeit deinen Segen
Doch schütze uns vor Stolz und Uebermut,
Und laß uns jederzeit mit Ernst erwägen
Wie einst dein Sohn für uns geschwitzet Blut.

Erhalte uns dein Wort in Kirch und Schulen,
Verwehr den Eintritt jedem bösen Feind.
Laß keinen Christen mit der Sünde buhlen
Und wenn die Sünd auch noch so kleinlich scheint.
Gieb unser täglich Brot uns hier auf Erden,
Wo Notdurft ist, da lenk des Reichen Herz,
Damit den Armen mög ihr Anteil werden
Und niemand mit dem Reichtum treibe Scherz.

Den Dienern dein, die auf die Mauer treten,
Leg du, o Herr, dein Wort selbst in den Mund;
Daß sie nicht nur mit ihren Lippen beten,
Denn solch Gebet führt nicht zu deinem Bund.
Gleich der Posaune mög' ihr Weckruf tönen,
Damit der Sünder werd' vom Schlaf erweckt;
Gieb, daß er sich mit dir hier kann versöhnen
Eh' sein Gewissen ihn zu spät erschreckt.

Wenn wir einst unsre müden Augen schließen
Wenn unser Kampf und Streit hier ist vollend't,
Dann thu', o Gott, uns unser End versüßen
Und gieb, daß unser Herz für dich entbrennt!
In deine Händ' befehl' ich alle Seelen,
Nimm dich der Kranken wie Gesunden an!
Wenn du uns führst, kann unser Fuß nicht fehlen
Noch gleiten von der rechten Himmelsbahn.

A. E.

Wir werden leiden, so lange wir leben,
Wir werden hoffen, so lange wir streben,
Wir werden glauben, so lange wir wallen,
Wir werden lieben — das schönste von allen.

Elisabeth Kolbe.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Hillsboro, den 15. Dezember 1903. Lieber Editor! Gestern, den 14. Dezember, 8 Uhr abends, starb Tante Funk, geborene Heinrichs, Frau des Pred. Jakob Funk, Bruderthal, bei Hillsboro, Kansas. Sie wurde am 10. Aug, 1841 in Pragenau, Rußland., geboren. Im Jahre 1860 wurde sie auf ihr Glaubensbekenntnis von Peter Wedel, Aeltester der Alexanderwohler Gemeinde, getauft. Aeltester Ratzlaff von der Rudnerweider Gemeinde, war zur selben Zeit krank. Am 14. Sept. 1862 trat sie mit Jakob Funk von Pragenau in den Ehestand und teilte 41 Jahre treulich Freud und Leid mit ihm bis der Tod sie trennte. Im Jahre 1875 wanderten Funks mit ihren Kindern nach Amerika aus und siedelten sich hier in Bruderthal bei Hillsboro, Kan., an. Tante Funk war Mutter über 10 Kinder, von welchen eins tot ist; Großmutter wurde sie über 19 Kinder von welchen ebenfalls eins gestorben ist. Sieben ihrer Kinder sind verheiratet und wohnen hier in der Nähe. Letzten Sommer war Schw. Funk sehr krank, so daß ihr Aufkommen bezweifelt wurde; doch wurde sie wieder gesund. Letzten Freitagabend stellte sich ihr altes Leiden wieder ein und hatte ihren Tod zur Folge. Ihre letzten Worte waren: „Ich gehe heim." Am vierten Tage, Montagabends, entschlief sie sanft und wie wir alle glauben, selig. Der Herr tröste die Hinterbliebenen; besonders dem lieben alten Vater Funk sei er Trost und Führer in seinen einsamen alten Tagen. Ja, der Herr gebe ihm und uns allen ein seliges Sterben und ein frohes Wiedersehen, dort, wo kein Schmerz und kein Leiden mehr sein wird. Tante Funk brachte ihr Alter auf 62 Jahre, 4 Monate und 4 Tage. Das Begräbnis soll Donnerstag, den 17. Dez., 2 Uhr nachmittags von der Bruderthaler Kirche aus stattfinden.

Das kalte Wetter hat etwas nachgelassen. Die Geschäfte gehen jetzt, da die Feiertage vor der Thüre sind, ziemlich gut.

Den Editor und alle lieben Leser grüßend, verbleibe ich Euer

D. Unger.

Oklahoma.

Isabella, den 16. Dez. 1903. Werte „Rundschau"! Da von hier schon lange kein Bericht eingesandt wurde, so will ich versuchen etwas einzuschicken.

Wir haben das schönste Wetter, nur schade, daß es schon lange nicht mehr geregnet hat. Mit dem Winterweizen sieht es nicht sehr versprechend aus, denn derselbe ist, des trockenen Wetters halber, nur schwach aufgegangen.

Gestern wurde das kleinste Kind der Geschwister Abr. Neufelds, welches an einer Halskrankheit starb, begraben. — Heinrich Peters, welcher im Herbst nach Rußland auf Besuch fuhr, wird diese Tage daheim erwartet. Peter und Johann Driedger sind nach Woodward Co. gefahren, um nach dem Rechten auf ihren Klems zu sehen. Johann Nord fiel dieser Tage vom Pferd und brach ein Bein.

Reiseprediger Peter Rempel hielt hier zwei Wochen Erweckungsversammlungen; etwa 20 bis 25 Seelen bekehrten sich zum Herrn. Heinrich D. Barkel war zum Begräbnis seiner Schwiegermutter, Frau Peter Regier, nach Kansas gefahren. Kornelius Grunaus waren über Sonntag in Cooper bei ihren Kindern auf Besuch. Jakob Koop war letzte Woche bei seinen Kindern H. Grans, bei Bridgeport auf Besuch. Grans hatten das Unglück zwei ihrer besten Pferde zu verlieren. Ein harter Schlag für neue Ansiedler.

Grüßend, M. M. Fast.

Eakly, den 18. Dez. 1903. Wieder sind einige Wochen verflossen, seit von hier etwas berichtet wurde. Was die Witterung betrifft, so ist es noch beim alten, nämlich nicht genug Regen.

Jetzt haben wir auch unsere eigene Kirche. Die Springfield-Gemeinde kaufte ein Storgebäude und machte eine Kirche daraus. Das Gebäude ist 20 bei 30 und ist 10 Fuß hoch. Nächsten Sonntag soll, so Gott will, zum ersten Mal Gottesdienst darin abgehalten werden. Mie Menn. Br. Gem. baute auch eine neue Kirche und somit haben wir zwei Kirchen hier in dieser Gegend.

Der Weizen steht immer noch nicht sehr schön, da es an einem guten Regen fehlt. Die Leute, welche viel Baumwolle haben, freuen sich, da dieselbe jetzt $3.55 das hundert Pfund bringt. Das nächste Frühjahr soll viel mehr Baumwolle als im vergangenen angepflanzt werden. — Futterpreise sind auch hoch, da es dieses Jahr wenig Korn und Hafer gab.

Bald ist wieder ein Jahr dahin und alles freut sich hier auf die Feiertage. Jede Gemeinde und Sonntagsschule hier wird einen Christbaum haben und an dem Programm wird fleißig geübt, die englischen Sonntagsschulen mit eingeschlossen.

Den Lesern sowie dem Editor der „Rundschau" ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr wünschend, Korr.

Lookout, Woodward County. Letzte Woche fuhr ich mit sechs Mann von Kansas nach Woodward, um an Land zu feilen, das sie sich ausgesucht. P. B. Schmidt kaufte sich ein Stück für $150. Alle waren sehr zufrieden mit ihrem Los. Das Land ist gut und wird stark aufgenommen.

Wer herkommen will, bringe warme Decken mit, erstens ist es kalt und zweitens ist es 50 Meilen bis zur Landoffice.

Kommt bis Coldwater, Kan., auf der Santa Fe Bahn, nehmt aber kein Return-Ticket. Wenn niemand von uns da ist, geht ins deutsche Hotel zu Mr. Fabert.

Herr J. G. Wiebe von Newton, Kan., ist schon eine Weile hier und schafft sehr auf seiner Farm, bei Gelegenheit holt er seine Carladung Sachen von Coldwater, er ist sehr zufrieden.

A. S. Friesen hat sein Haus gemuvt, und einen Stall gebaut.

P. H. Jantzen fährt heute nach Coldwater, Lebensmittel zu holen. Wer briefliche Auskunft wünscht, lege eine 2 Cent Marke bei.

Gruß an Editor und Leser.

J. A. Nachtigall.

Texas.

Richmond, den 18. Dez. 1903. Werte „Rundschau"! Da ich mein Abonnement für ein weiteres Jahr erneuere, dachte ich auch Dir einige Zeilen mitzugeben. Daß an Gottes Segen alles gelegen ist, haben wir hier im verflossenen Sommer wieder erfahren. Durch den vielen Regen vorigen Winter war das Erdreich ziemlich fest und zudem war es schon ziemlich spät als wir anfingen zu pflanzen. Da noch ein starker, trockener Wind wehte, wurde der schwere Boden bald so hart, daß man beinahe nicht pflügen konnte. Da gab der Herr uns einen schönen Regen, daß wir die Arbeit vollenden konnten. Die Witterung war günstig und es gab im Durchschnitt eine über alles Erwarten gute Ernte. Baumwolle preist gegenwärtig, obschon gegen Weihnachten der Preis immer niedrig ist, 11¾ Cts. Midling, und wir sind durch des Herrn Güte wieder für ein Jahr reichlich versorgt. Wir hatten einen ziemlich trockenen Herbst, dazu schon im November einige Nachtfröste wodurch das leichte Wachstum im Garten gehemmt wurde; aber nach ein paar schönen Regen war alles im besten Wachstum und unser Tisch ist immer reichlich mit Gemüse versehen; nur die Bohnen sind der Kälte erlegen. Wir haben gegenwärtig von 10 bis 14 Grad R. warm.

Geschwister Peter Neufeld und Gerhard Fast gedenken nächstens Besuche zu machen. Ersterer geht nach Minnesota und letzterer nach Nebraska. Wünsche ihnen eine glückliche Reise. J. P. Thießen.

Washington.

Quincy, den 15. Dez. 1903. Werter Editor! Möchte hiermit einen kleinen Bericht der „Rundschau" übergeben.

Die Witterung war in den letzten paar Tagen ziemlich regnerisch. Der Schnee ist beinahe alle fort. Der Winterweizen steht gut. Ich selbst habe zwischen 300 bis 400 Acres gesät, andere noch mehr. Weil die Ansiedlung noch neu ist, so fehlt es an allem, was das Land bringen kann; und wenn man dann Berichte aus anderen Gegenden liest, könnte man beinahe entmutigt werden. Aber sonderbar, warum bemerkt Ihr Saskatchewaner nichts von den Getreidepreisen? Ist es so billig, daß Ihr es stille halten wollt oder was ist die Ursache? Möchte gerne, wenn möglich durch die „Rundschau", etwas darüber erfahren. Hier preist der Weizen 70, Hafer 55, Gerste 75 und Roggen 50 Cents das Bushel; Heu preist $20.00 bis 23.00 per Tonne; Butter 30 Cts. das Pfund; Eier 30 Cts. das Dutzend.

Mit Gruß verbleibe ich aller Freund und Wohlwünscher,

C. P. Goertzen.

Canada.

Saskatchewan.

Osler, den 16. Dezember 1903. Werter Editor! Will auch wieder versuchen, einen kleinen Bericht von hier durch die „Rundschau" zu veröffentlichen. Die Abende sind hier jetzt ja so sehr lang, daß man oft nicht weiß, was man anfangen soll, schlafen kann man nicht immer. Die Sonne scheint nicht ganz acht Stunden den Tag. Letzte Woche war es auch schon ziemlich kalt, 16 unter Null, F. und ziemlich Wind dabei, doch man konnte es ja noch ganz gut aushalten, ja, wenn es so wäre, wie mir immer gesagt wurde, daß in Saskatchewan kein Wind wäre, dann würde es hier auch gar nicht kalt sein, aber jetzt ist die meiste Zeit Wind und mitunter nenne ich ihn auch Sturm! Jetzt ist Südostwind und gar nicht kalt; haben so bei vier bis sechs Zoll Schnee. Das Schlittenfahren wollte immer noch nicht so recht gut gehen, weil nicht genug Schnee war und am 2. Dezember regnete es etwas, und so waren die Wege schon beinahe zu glatt für die Pferde. Doch es schneite bald mehr und jetzt ist gute Schlittenbahn. Selbige wird bis drei Fuß hoch gegen das Frühjahr, wer dann einem begegnet auf der Bahn, ist es schlimm aus dem Wege zu fahren. Das Dreschen ist hier endlich auch beendigt. A. H. Schultz hat im Dezember noch gedroschen. Muß noch sagen, daß ich meinen Hafer, wovon ich in meinem letzten Brief schrieb, noch nicht alle ge-

schnitten habe, er wurde nicht groß genug zum Schneiden. Ja, das trockene Wetter hatte viel Schuld, und dann sind hier ja die Gofers so bei Tausenden, die thun sehr viel Schaden, die kratzen aus, fressen ab und wenn es schon in Haken steht; sie sind hier bedeutend schlimmer als in Süddakota. Wo sie ziemlich dick sind, da fressen sie etliche Acres ab. Auch waren die Black Birds hier eine zeitlang ziemlich schlimm. Ja, so ist es, die Leute oder Agenten wollen eine Gegend immer schöner machen als sie wirklich ist.—Uebrigens will ich nicht viel sagen über Saskatchewan, wenn es nur nächstes Jahr eine ziemliche Ernte giebt, dann werden wir hier auch schon leben können. Wir sind nun alle Menschen und Gott hat die Erde so erschaffen, und wo sich Leute ansiedeln und sich ein eigenes Heim machen, kann er sie ja auch erhalten, wenn's auch ganz im Nordwesten ist. Doch glaube ich selbst, daß ein Mensch im Süden gemütlicher leben kann, als da wo der Winter so lang ist.

Nun, David Jantz, Goshen, Ind., Deinen lieben Brief erhalten, wenn es Dir nicht zu weit ist, dann bringe von Deinem „Cider" welchen hierher nach Saskatchewan, hier wirst Du mehr als fünf Cents die Gallone bekommen. Und Du, lieber Freund, D. P. Schmidt, Goessel, Kan., was macht Ihr alle? Und die alte Tante, ist sie noch immer so beim alten? Wir grüßen Euch alle sehr. Meine Eltern sind auch hier in Saskatchewan, sind aber so bei 23 Meilen ab; haben auch noch Land aufgenommen, sie sind schon alt und schwach. Des Vaters Fuß will nicht heilen; sie haben sich jetzt ein Haus gerentet und sind beide ganz allein. Auch lassen wir Dich, Schwager und Schwägerin B. Teske, Okla., herzlich grüßen, hätte Euch wohl schon längst schreiben sollen oder Ihr uns. Schwager Jakob B. S. kann auch noch immer nicht so recht zur völligen Gesundheit kommen, sonst sind alle gesund.

Es müssen auch noch etliche von meinen Freunden in Rußland wohnen, weiß aber nicht wo. Kinder von meinem Onkel Johann Lütke, wenn ich recht bin, seid alle herzlich gegrüßt, und Ihr in Süddakota alle, in Bonhome Co. und in Turner Co. Auf Wiedersehen. F. D. Lütke.

Manitoba.

Steinbach, den 14. Dez. 1903. Muß der lieben „Rundschau" ein paar Zeilen mit auf den Weg geben. —Das Wetter ist kalt und stürmisch, so daß nur wenig ausgefahren wird; nur wohl hin und wieder um Weihnachtseinkäufe zu machen. Die Sägemühlen sind schon mit Holzschneiden beschäftigt. C. B. Löwen schlachtete unlängst eine Anzahl Schweine für den Markt. — Der Geschäftsführer der Steinbach Reimer-Barkman Co. reiste nach der Westreserve um Gerste zu kaufen. Die Freunde, welche auf Besuch hier waren, haben sich wieder dem Süden zugewandt. — Nächstes Frühjahr wollen etliche von hier nach Herbert übersiedeln. Wünsche ihnen recht guten Erfolg. — Möchte die Freunde in Rußland aufmuntern, recht fleißig zu schreiben.

Nun für diesmal genug, wünsche allen Lesern hüben und drüben glückliche Weihnachten.

Ein Rundschauleser.

Reinfeld, P. O. Winkler, den 16. Dez. 1903. Einen herzlichen Gruß zuvor an den Editor und an alle Rundschauleser, Freunde und Bekannte hier in Amerika sowie auch in Rußland. Da ich schon lange nicht mehr für die „Rundschau" geschrieben, so möchte ich den Editor um Aufnahme dieser Korrespondenz bitten. Der Zweck meines jetzigen Schreibens ist, Freunde in Rußland, von denen wir schon lange nichts gehört haben, aufzusuchen und weil ich ihre Adresse nicht weiß, so nehme ich die „Rundschau" zur Hilfe. Der Vater hat dort noch eine Schwester, nämlich Peter Filitzkes, Einlage, alten Kolonie. Haben schon lange nichts von ihnen gehört. Du Vetter Bernhard hast früher noch hin und wieder an den Großvater geschrieben. Warum schreibst Du ihm jetzt nicht mehr? Der Großvater beauftragte mich eine zeitlang zurück, Dich zum Schreiben aufzufordern; er selbst kann fast nicht mehr, denn er ist schon 80 Jahre alt und seine Augen sind zu schwach. Er wohnt nicht mehr auf dem alten Platz, und wenn jemand an ihn schreiben will, kann er die Briefe an mich adressieren und ich werde sie ihm zukommen lassen. Es wird sich noch mancher seiner erinnern, denn er ist lange Schullehrer gewesen. Sein Name ist Peter Klassen. — Ferner sind noch in Rußland Brüder und Schwester meiner Mutter und Tante Margaretha mit ihren Kindern. Wir hätten gerne Nachricht von ihnen. Du, l. Nichte, Katharina Siemens, hast früher öfters geschrieben, warum hast Du damit aufgehört? Wohnst Du noch immer auf dem alten Platz? Meine Adresse ist noch wie früher als wir noch Briefe wechselten. Sollten genannte Personen nicht die „Rundschau" lesen, so sind andere gebeten, ihnen dieses zu lesen zu geben, wofür wir im Voraus danken. — Im zeitlichen haben wir unser gutes Fortkommen, nur die Gesundheit ist nicht immer zum besten. Meine Eltern sind im Frühjahr nach Saskatchewan gezogen. Schwester Katharina wohnt schon mehrere Jahre dort und Gerhard Klassen will nächstes Frühjahr auch hinziehen. Folglich bin ich noch der einzige von unseren Geschwistern, der in Manitoba wohnt. Es gefällt uns hier auch noch besser als in Saskatchewan; wer aber hier kein Land hat und welches haben will, thut gut, dort hinzugehen. Das Land ist dort ebensogut als hier, nur ist der Sommer etwas kürzer.

Die Ernte war hier dieses Jahr nicht so gut als im vergangenen, aber der Weizenpreis ist viel besser. Nun, wer noch mehr von hier erfahren möchte, wende sich brieflich an mich; bin jederzeit bereit zu antworten.

Um mein Schreiben nicht zu lang zu machen, schließ ich mit der Bitte, mir die Adresse obenerwähnter Freunde zukommen zu lassen. Noch einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zum heiligen Weihnachtsfest und zum neuen Jahre an alle Freunde und Rundschauleser von

Peter G. Klassen.

Kleefeld, den 21. Dezember 1903. Schon zu wiederholten Malen habe ich angefangen einen Bericht von hier für die „Rundschau" zu schreiben, bin aber auch zu wiederholten Malen daran verhindert worden, werde denn heute wieder den Versuch machen, es fertig zu bringen. Das Wetter ist schon seit Mitte November recht winterlich; wir haben reichlich Schnee und die Schlittenbahn verspricht gut zu werden denn es ist bereits ein Fuß Schnee gefallen.

Der Gesundheitszustand ist im allgemeinen befriedigend, doch Bischof Peter Toews ist von einer gewissen Krankheit befallen, daß er das Bett hüten muß, und es ist auch nicht zu wissen auf wie lange; sein Platz in den Versammlungen ist schon eine zeitlang unbesetzt geblieben.

Prediger Abraham Isaak beabsichtigt einen Besuch in den Staaten zu machen, teils Freunde und Verwandte zu sehen sowie auch die Gemeinden. Jakob T. Regehren und Peter B. Toewsen, welche dort Besuche machten, sind bereits wieder daheim. Mit letzterem kam Witwe Isaak Friesen und Sohn Johann von Oklahoma mit, um hier Freunde und Verwandte zu besuchen. Ob ihnen das viele Schneewetter und die Kälte auch gefallen wird?

So schließe ich denn, allen Lesern, sowie den Herausgebern ein gesegnetes Neujahr wünschend, Ihr Korrespondent,

Isaak Wiens.

Rußland.

Margenau, den 15. November 1903. Einen herzlichen Gruß sei allen Freunden und Lesern zuvor gewünscht! Vor allem danke ich den lieben Korrespondenten, die sich die Mühe geben, aus den verschiedensten Richtungen uns die wichtigste Begebenheit mitzuteilen; und noch mehr danke ich denen, die durch ihre gesalbten Artikel das Blatt tüchtig machen. Mancher sammelt ohne eigenes Wissen tiefe Erkenntnis. Leider konnte ich nicht immer mit allen übereinstimmen und oft fühlte ich das Bedürfnis, auch meine Ansicht auf brüderlichem Wege mitzuteilen, denn je mehrseitig man einen Gegenstand besieht, jemehr entdeckt man daran; und niegesehene Brüder lernen sich dem Herrn nach kennen und lieben.

Will aus unserem Kreise die wichtigsten Begebenheiten mitteilen und gleich bei uns anfangen. Kann durchaus nicht sagen wie es in einem alten Sprichwort heißt: „Bei uns ist noch alles beim alten," denn unsere Familie ist um vier Seelen kleiner geworden. Im Frühjahr gingen zwei Töchter hinaus, um ihr eigenes Heim zu gründen: Tochter Maria, geb. Abr., mit Korpelius Klaßen und Tochter Anna, geb. Neuf., mit Jakob Klaßen, Bruder des ersteren. Aber auch trauriges hat sich zugetragen; heute bluten unsere Herzen noch, wenn wir daran denken, was in diesen Tagen geschehen, und mit Wehmut teile ich allen unseren lieben Freunden und Bekannten mit, daß es unserem lieben himmlischen Vater gefallen hat, zwei zarte Töchterlein durch den Tod in das für sie beschiedene Himmelreich zu versetzen. „Ihrer ist das Himmelreich." Matth. 19, 14. Die liebe Greta starb im Alter von 2½ Jahren nach 11tägiger Krankheit und die liebe Sarah folgte ihr am nächsten Tage im Alter von 5½ Jahren. Wir legten sie beide in einen Sarg, und wenn wir ihnen heute auch noch nachweinen, so singe ich doch mit dem Dichter: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Ja, der Tod hauste unerbittlich in Margenau; zuerst starb der jüngste Sohn von Korn. Ott, dann am 24. Okt. ein Kind von Heinrich Janzen und am 25. und 26. unsere lieben Kinder. Am 27. starb Jakob Wiebes Tochter, Helena, im Alter von 14 Jahren; am 28. Heinr. Janzens zweites Kind und am 5. Nov. starb Br. Jakob Wedel, Sohn des Peter Wedel, an Auszehrung, im Alter von 32 Jahren; hinterläßt eine vereinsamte Witwe.

Nun will ich noch etliche alte Schulden decken. Wurde vor längerer Zeit vom lieben Vetter Heinrich Buller aufgefordert, aus unserem Familienkreis näheres zu berichten; aus besonderen Ursachen wurde ich aber immer daran verhindert und zu meiner Freude machte es der l. Freund Thießen vortrefflich. Danke freundlichst für die Mühe. In unserem väterlichen Familienkreis geht es nicht zum

besten; unser Vater, Tobias Sperling, ist schon ziemlich alt; die Wirtschaft hat er abgegeben. Jakob Thießen, Gatte der jüngsten Tochter Sarah, hat in Hirschau die Windmühle gekauft und Korn. Platt hat das halbe Land gekauft. — Nun bitte ich Dich, lieber Vetter, oft von Euch hören zu lassen. In Zukunft werde auch ich nicht mehr so lange schweigen. Wünsche noch unserem hochbetagten Großvater David Buller, des alten Simeons Feierabend. Luk. 2, 29.

Nun komme ich noch zu Euch, liebe Schulkameraden Heinrich und Abr. Thießen. Habe die herzlichen Grüße durch Martin Hiebert erhalten. Ich hatte mich schon einmal nach Euren Verwandten erkundigt. Eure Tante, die gewesene Schullehrers Witwe Peter Dirksen, früher Kleefeld, ist dieses Frühjahr heimgegangen. Bitte, mich in Zukunft nur zu fragen, werde jederzeit bereit sein, Auskunft zu geben.

Nun, lieber Peter Quiring! Du erinnerst Dich doch auch noch der Frage, die Du an mich gerichtet hast, als Du hier auf Besuch warst? Aus obigem kannst Du sehen, daß unser großer Meister noch nicht zu Ende mit mir ist, immer neue Exempel zur Lösung aufzugeben, und ich fand große Freude als ich das Wort fand: „Ich will, spricht der Herr, eine feurige Mauer umher sein." Sach. 2, 5. Ich finde dieselbe in der Trübsal als unser einziges Bewahrungsmittel. Nun, lieber Bruder, ich hoffte immer, Du würdest einmal etwas für die „Rundschau" schreiben; bist doch mit so vielen bekannt geworden.

Will auch noch bei Onkel Heinrich Schröder ein wenig Einkehr halten. Ihren Brief habe ich zum Andenken aufbewahrt und erwarte bald einen andern. Sie haben die Gabe vieles mitzuteilen, auch vieles zu fragen. Der Herr segne Euch und Eure Kinder. — Peter Schmidts samt Kindern kann ich berichten, daß Benj. Schmidts gegenwärtig auf der Ansiedlung Terek wohnen und noch alle gesund und am Leben sind. Sie haben schon manche Strapazen durchgemacht.

Gegenwärtig haben wir regnerisches Wetter. Die Wintersaaten stehen hoffnungsvoll.

Mit Gruß,

Johann Abrahams.

Die Feier des Neujahrsfestes im alten Rom.

Der erste Tag des Jahres richtet sich bei jedem Volke nach seiner Zeitrechnungsart und wurde schon im Altertume festlich begangen. Die Juden verlegten ihn auf den 1. Tischri (zwischen September und Oktober) und betrachteten ihn nicht nur als Gottes, sondern auch als Adams Erschaffungstag. Bei den alten Persern war der Neujahrstag die Zeit der größten Volksfeste, und ähnlich feierten alle Völker des Altertums mehr oder minder geräuschvoll den Beginn eines neuen Jahres. Vor allen Nationen interessieren uns wie auf vielen anderen Gebieten, so auch hinsichtlich der Feier des Neujahrstages, die alten Römer deshalb, weil mancher ihrer Gebräuche noch heute in unseren Neujahrssitten wiederkehrt. Vor 1902 Jahren, also im ersten unserer Zeitrechnung, begann das römische Jahr bereits am 1. Januar.

Die Römer hielten den Neujahrstag für einen „dies faustus", d. h. für einen Tag von günstiger Vorbedeutung, darum pflegten sie an ihm wichtigere Geschäfte vorzunehmen; doch kam diese Sitte allmählich ab. Man enthielt sich sorgfältig alles Streites, kein Fluchwort kam über die Lippen, und vorsichtig vermied man auch geringfügig unehrenhafte Handlungen; denn ein einziges böses Wort, die geringste üble That konnte ja ein ganzes Jahr nach sich ziehen. Auch Beglückwünschungen waren bereits üblich, doch hütete man sich dabei sehr vor dem Gebrauche eines Wortes, welches eine böse Vorbedeutung haben konnte.

Jeder Römer trieb am Neujahrsmorgen eine kurze Zeit sein Geschäft; der Landwirt ackerte, der Schreiber schrieb, der Waffenschmied hämmerte, und der Dichter brachte einige Verse zu Papier oder richtiger zu Pergament. Durch diese lediglich symbolisch aufzufassenden Handlungen glaubten die Betreffenden auch in ihrem Berufe das Glück für das kommende Jahr an sich zu fesseln.

Wie heute noch bei uns, so wurde auch damals schon das Neujahrsfest kirchlich gefeiert, und hauptsächlich die Frauen wanderten am Neujahrstage zum Tempel des Janus, des doppelköpfischen Gottes des Jahres, um ihm Opfer darzubringen und seinen Segen für das kommende Jahr zu erbitten. Weihrauch, köstlicher Wein und feine Opferkuchen wurden ihm in großer Menge gespendet, und vielfach zog man aus besonderen Erscheinungen bei der feierlichen Handlung Schlüsse auf die dunkle Zukunft. Der Name des ersten Monats erinnert noch heute an die Verehrung dieses römischen Gottes.

In den Straßen der „urbs aeterna" herrschte am Neujahrstage schon früh reges Leben, und die Beglückwünschung von Bekannten war dort ebenso häufig zu beobachten wie auf den Straßen New Yorks, nur war der übliche Neujahrsgruß etwas länger. „Annum novum faustum felicemque tibi", d. h. ein neues glückliches und gesundes Jahr (wünsche ich) Dir, war der gewöhnliche Zuruf der Begegnenden.

Wie die mündlichen Neujahrswünsche, so waren auch schriftlich dargelegte Gratulationen gebräuchlich, die ganz in der Art unserer Neujahrskarten gehalten waren; ja, sogar humoristische Glückwünsche waren bekannt. Die Neckverschen der alten Römer sind oft sehr angenehm zu lesen und überragen meist die Durchschnittsware unserer Neujahrskarten-Poesie.

In manchen Ländern herrscht heute noch vielfach der Gebrauch, daß untergebene dem Vorgesetzten persönlich ihre Glückwünsche zum Jahreswechsel darbringen. Diese Sitte hatte im alten Rom eine weit größere Ausdehnung als heute in irgend einem Lande. Besonders wurden die Gratulationsbesuche den obrigkeitlichen Personen abgestattet; sehr zahlreich waren auch die privaten Besuche, vornehmlich die der Klienten bei ihren Patronen. Reiche oder vornehme Bürger wurden vielfach von den Angehörigen der ärmeren Klassen zu Beschützern gewählt. Dieses Verhältnis, anfangs eine Art Vasallenschaft, bestand zur Kaiserzeit nur noch formell in kleinen Dienstleistungen und Ehrenbezeugungen.

Natürlich durften sie am Neujahrsmorgen nicht versäumen, dem Patron ihre Glückwünsche darzubringen. Anfangs waren diese von einem kleinen Geschenke begleitet, das gleichsam einen Tribut für den geleisteten Schutz darstellen sollte und entweder in einem geringen Geldbetrage oder in einem passenden Gegenstande bestand.

In der späteren Kaiserzeit aber versammelten sich die Klienten im Hause des Patrons am Neujahrsmorgen nur, um ihr kleines Geschenk gegen ein ungleich größeres und wertvolleres einzutauschen. Die Sitte, eine Gabe als Neujahrsgruß darzubringen, dehnte sich auch auf die Kaiser aus. Es ist bekannt, daß sich der Kaiser Augustus am 1. Januar nach dem Kapitole begab und dort die Geschenke seiner Unterthanen, mochten sie nun in Geld oder in wertvollen Gegenständen bestehen, in Empfang nahm; doch verwandte er diese Gaben nie für sich selbst, sondern nur zur Verschönerung der Hauptstadt durch Denkmäler und prächtige Bauwerke. Sein Nachfolger Tiberius fand die Sitte lästig und suchte sie dadurch abzuschaffen, daß er den Neujahrstag außerhalb Roms verlebte; doch gelang es ihm nicht, den alten Brauch zu beseitigen, der von seinem Großneffen Caligula nach seiner Thronbesteigung insofern geschäftsmäßig ausgenützt wurde, als er die Neujahrsgaben zu einer Zwangssteuer machte, die jeder entrichten mußte und die er im Hofe seines Palastes selbst in Empfang nahm.

Aber auch außerhalb des Verhältnisses der Abhängigkeit tauschten Bekannte kleine Geschenke unter einander aus. In der frühesten Zeit benutzte man dazu Lorbeerzweige aus dem heiligen Haine der Strenia, der Göttin der Gesundheit, um dadurch sinnig den Wunsch eines gesunden neuen Jahres auszudrücken; später fügte man dieser Münze, wodurch der Wunsch eines angenehmen und segensreichen Jahres Ausdruck finden sollte, hinzu. Vielfach war es eine Kupfermünze, das Aß, mit dem daraufgeprägten Doppelkopfe des Janus. Die zu Geschenken verwendeten Süßigkeiten waren oftmals kleine Figuren aus Kuchenteig, sowie naturgetreue Nachbildungen von süßen Früchten aus Glas, Wachs oder Kuchen. Für die vornehmen Stände gab es auch kostbare Gegenstände, welche vor dem Neujahrsfeste auf den Marktplätzen verkauft wurden. Diese Märkte fanden schon zur Zeit der Saturnalien statt, welche man vom 17. bis zum 23. Dezember zum Andenken an die goldene Zeit unter Saturns Weltregierung und zugleich als Fest der Wintersonnenwende feierte.

Eine Bescherung nach unserer Weise am Christabend ist in jenen Ländern sehr selten, dagegen werden Neujahrsgeschenke ganz allgemein ausgeteilt.

Am Neujahrstage begaben sich auch die Konsuln, nachdem sie die Glückwünsche ihrer Beamten entgegengenommen hatten, nach dem Kapitol, um selbst dem Jupiter zu opfern. In feierlichem Zuge, von Liktoren, Musikanten und Herolden begleitet, von Rittern, Senatoren, Gratulanten, Beamten und festlich geputztem Volke gefolgt, zog der Konsul durch die Straßen Roms. Auf dem Kapitole angekommen, wurde der im Zuge mitgeführte weiße Opferstier einer gründlichen Untersuchung unterzogen, da das zu opfernde Tier keine Fehler aufweisen durfte. Man besprengte ihn mit kostbarem Wein; machte er dabei keine Bewegung, so tauchte er nicht zum Opfer, und es mußte dann ein anderer Stier herbeigeschafft werden. Den Mittelpunkt der Opferhandlung aber bildete das Gebet des Konsuls für die Erhaltung des römischen Reiches, welches der Opferpriester nach alter Sitte dem Konsul vorsprach, und welches dieser wiederholte. An das Opfer schloß sich eine Sitzung des Senates, auch gewissermaßen eine symbolische Handlung, durch welche die Arbeit der Senatoren im künftigen Jahre eine gute Vorbedeutung erlangen sollte. In der späteren Kaiserzeit gestaltete sich die Prozession immer prunkvoller und für die Konsuln kostspieliger, da dem Opfer ein großes Gelage für die Senatoren und prächtige Festspiele für das Volk folgten.

Am allgemeinsten haben sich bei uns die Neujahrskarten und Neujahrsgedichte bis in unsere Zeit erhalten, während die anderen Gebräuche meist auf das Weihnachtsfest übergegangen sind.

Unterhaltung.

Alle fünf.

Eine Erzählung aus unseren Tagen von Helene Stöckl.

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen der nimmt mich auf.“ Luk. 9, 48.

Ueber Nacht war der Winter hereingebrochen. Ganz heimlich, während alles schlief, war er gekommen und hatte die Straßen und Gassen der Stadt mit Flocken gefüllt, zur hellen Freude der Kinder, die ihren guten Freund, den Schnee, so früh im Jahr noch kaum erwartet hatten, aber gar nicht zur Freude der Erwachsenen, die das Fortkommen in dem weichen lockern Flockenwerk sehr beschwerlich fanden.

Von Zeit zu Zeit eine unwirsche Bemerkung über das schändliche Wetter vor sich hinmurmelnd, stapfte Dr. B., ein untersetzter, etwa fünfzigjähriger Mann mit einem trotz der zur Schau getragenen Barschheit unverkennbar gutmütigen Gesicht, seinen Weg durch den Schnee dahin.

„Schämst Du Dich nicht, Du dicker Bengel, Dich von dem kleinen Mädel ziehen zu lassen?“ rief der Doktor jetzt einem vierschrötigen Jungen zu, der, bequem auf einem Handschlitten sitzend, sich von der viel kleineren Schwester, welcher der Strick tief in die zarte Schulter schnitt, ziehen ließ. „Marsch hinunter, und laß sie hinauf! Na, wird's bald?“ Der Doktor schob den Buben, der ruhig glotzend sitzen geblieben war, ohne viele Umstände vom Schlitten hinunter und half dem kleinen Mädchen hinauf. „So, und nun vorwärts!“

Er warf dem Buben eine Hand voll Bonbons zu, deren Anblick das eben noch sehr wenig erbaute Gesicht desselben zu einem vergnügten Grinsen verzog, und sah wohlgefällig nach, wie das kleine Gefährt jetzt mit seiner neuen Bespannung hurtig über den Schnee dahinschoß.

„Halt, wie geht's dem Vater?“ hielt der Doktor gleich darauf ein ärmlich gekleidetes Mädchen an, das, ein in dicke Tücher gewickeltes Kind auf dem Arme, eilig daherkam. „Schon wieder wohl und aus dem Bett? Nun, das ist recht! Ausgehen soll er aber noch nicht. Sag' ihm, ich werde morgen nach ihm schauen. Da, nimm das für Dich und das Kleine.“ Er fuhr wieder mit der Hand in die Tasche, in der allem Anschein nach noch ein ganzer Vorrat solcher Bonbons enthalten war. Doktorbonbons nannte der Apotheker die süßen Plätzchen, die der kinderlose Doktor täglich bei ihm zu entnehmen pflegte.

Der Doktor war unterdeß vor einem einzeln stehenden freundlichen Hause der Vorstadt angekommen. Durch einen kleinen Gang trat er in die Küche, um deren Herd ein Häufchen von fünf Kindern erwartungsvoll herumstand.

„Nun, was macht Ihr denn da, daß Ihr alle wie in einem Schwalbennest zusammenklebt?“ rief der Doktor, Hut und Stock abnehmend und den Schnee von den Füßen klopfend.

„Wir warten, bis unsere Bratäpfel fertig sind,“ riefen die Kinder.

„So! dann vergeßt nicht, mir einen aufzuheben. Ist die Mutter im Zimmer?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern öffnete nach flüchtigem Klopfen die Thür.

Von einem mit allerhand Zeichenmaterial bedeckten Tische am Fenster erhob sich eine feine, überschlanke Frauengestalt. Das noch volle braune Haar und der lebhafte Ausdruck der schönen Augen ließen sie jünger erscheinen, als die leicht vorgeneigte Haltung und die eingefallenen Züge des bleichen Antlitzes zuzugeben schienen, doch konnte sie die Mitte der Dreißig noch nicht überschritten haben.

Bei dem plötzlichen Eintritte des Doktors flog ein jähes Rot über ihre Wangen, das sich scharf auf den Backenknochen abzeichnete, während ein kurzer, ihre ganze Gestalt erschütternder Husten sie zwang, die Begrüßung des Doktors für einen Augenblick zu verschieben.

Der Arzt hatte ihr Aussehen mit schnellem Blick erfaßt. „Warum haben Sie nicht früher nach mir geschickt, wenn Sie krank sind?“

„Ich hoffte, es würde auch so vorübergehen,“ erwiderte sie, noch immer nach Atem ringend.

„Klingt ganz darnach,“ brummte der Doktor. „Doch wir werden ja sehen.“ Er stellte ein paar kurze bestimmte Fragen an die Leidende und horchte und klopfte aufmerksam an ihr herum. Als er geendet, hatte sein Antlitz einen eigenen Ausdruck angenommen. Sie warf einen forschenden Blick auf ihn, dann sagte sie, mühsam lächelnd: „Sie finden mich kränker als Sie gedacht?“

„Ich finde Sie sehr krank,“ sagte er, ohne daß der Ausdruck seines Gesichtes sich geändert hätte. „Sie müssen sich sofort niederlegen. Unbedingte Ruhe ist das erste Erfordernis für Sie.“

„Ich kann jetzt unmöglich an Ruhe denken,“ erwiderte sie lebhaft. „Wir stehen schon im November. In spätestens vierzehn Tagen müssen diese Zeichnungen fertig sein. Die Herstellung der Illustrationen für die großen belletristischen Zeitschriften nimmt ja so viel Zeit in Anspruch! Da sehen Sie,“ sie nahm ein paar Zeichnungen vom Tische auf und hielt sie dem Doktor hin, „dieser Kranz Helleborus und Stechpalmenzweigen ist zur Umrahmung eines Weihnachtsgedichtes bestimmt. Hier das kleine schwedische Bauernhaus mit der Weihnachtsgarbe auf dem Dache und der Christbaum, zwischen dessen Zweigen Kinderköpfe hervorschauen, das sollen Vignetten zu Weihnachtserzählungen werden.“

„Sie dürfen keinen Strich mehr an diesen Sachen thun,“ sagte der Doktor, die Blätter rauh zurückschiebend.

„Aber sie müssen doch zu Weihnachten fertig werden!

„Es werden sich andere finden, sie auszuführen.“

„Und ich verscherze für immer das Vertrauen der Redaktionen, die mir zu verdienen geben! Nein, Herr Doktor, das geht nicht. Reiche Leute dürfen sich den Luxus, krank zu sein, wohl erlauben, arme nicht.“

Sie hatte ihre letzten Worte in scherzhaftem Tone gesprochen, ohne daß ihre Augen doch ihren angstvoll forschenden Ausdruck verloren hätten.

„Es sterben auch arme Leute,“ sagte er, ihrem Blick ausweichend.

„So meinen Sie, daß ich sterben muß?“ sagte sie tonlos.

„Habe ich das gesagt?“ fragte er unwirsch zurück.

„Nicht mit den Lippen, aber mit den Augen.“ Plötzlich faßte sie seine Hand und sagte flehend: „Sagen Sie nicht, daß ich sterben muß! Ich darf es nicht, um meiner Kinder willen nicht! Es sind ihrer fünf, und ihr Vater ist tot.“

„Sie besitzen kein Vermögen?“ fragte der Doktor, halb abgewandt von ihr.

„Nein.“

„Keine Verwandten, die sich Ihrer Kinder im äußersten Falle annehmen würden?“

„Ich habe keine.“

„Keine Bekannten? Freunde?“

„Niemand. So lange ich lebe und atme, stehe ich zwischen den Kindern und dem Elend; wenn ich sterbe“ —

„Sie müssen sich pflegen, sich unbedingte Ruhe gönnen.“

„Wie kann ich das!“ rief sie mit überquellender Bitterkeit. „Muß ich denn nicht Brot für alle schaffen? — Aber es wird wieder besser werden, gewiß Herr Doktor! Der Wille zum Leben thut viel, und ich will leben. Nicht allzu lange,“ setzte sie eifrig hinzu, „nur wenige Jahre noch, bis meine Kinder imstande sind, sich selber fortzuhelfen.“

„Sie sind erfahrener, weltkundiger als ich, Herr Doktor,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Sagen Sie mir nach Ihrem besten Wissen, was würde mit den Knaben geschehen, wenn ich jetzt von ihnen müßte?“

Der Doktor fuhr sich ein paar Mal mit seinem Tuche über die Stirn. „Sie haben das Heimatsrecht hier?“

„Mein Mann hatte es.“

„Hm, die Gemeinde müßte für Ihre Kinder sorgen. Eins der größeren käme vielleicht in die Waisenanstalt, das kleinste ins Asylhaus, die anderen würden gegen geringes Entgeld bei armen Handwerkerfamilien untergebracht werden.“

Sie preßte die Lippen wie im Krampfe zusammen, dann sagte sie ruhig: „Sie sehen, daß ich nicht sterben darf. Oder glauben Sie wirklich, daß meine zarten, durch Liebe verwöhnten Kinder es ertragen würden, so auseinandergerissen und unter Fremde verteilt zu werden? Nein, das kann Gott nicht wollen! Aber ich will Ihnen folgen, Herr Doktor, und mich schonen. Sobald diese Zeichnungen fertig sind, will ich mich niederlegen und einmal so recht gründlich ausruhen. Sind Sie damit zufrieden, Herr Doktor?“

„Wenn es dann nicht zu spät ist,“ wollte er sagen, aber er hatte das Herz nicht dazu. Er drückte der Frau die Hand und verließ eilig das Haus, ohne der Kinderschar in der Küche diesmal Beachtung zu schenken. Da hörte er, schon auf der Straße, sich plötzlich gerufen. „Herr Doktor, Herr Doktor, da ist der Apfel, den wir für Sie aufgehoben!“ Er blieb stehen und ließ das Kind, einen etwa neunjährigen Knaben, herankommen. „Iß den Apfel nur selber, mein Junge!“ Er strich ihm freundlich über das blonde Haar. „Oder gieb ihn Deiner Mutter. Und pflege sie gut, hörst Du, und sieh, daß sie nicht zu viel arbeitet. Wer weiß, wie lange“ —

Er vollendete seinen Satz nicht, aber als er sich an der Ecke noch einmal umwandte, sah er den Knaben noch immer mitten in der Straße stehen, wie er, den Apfel in der Hand, ihm aus seinen großen Kinderaugen ernst und fragend nachschaute. —

Der früh hereingebrochene Winter hatte sich nicht behaupten können, der scharfe Tauwind aber, der durch die Gassen pfiff, den Schnee von den Dächern kehrte und die weißen Schneehaufen in der Straße in einen mißfarbenen zähen Schlamm auflöste, ließ sich fast noch unangenehmer an, als es Schnee und Frost vor ihm gethan.

Mit vorgebeugtem Kopfe, den Rock fest um sich geschlagen, kämpfte sich Dr. B. nach einem angestrengten Tagewerke, denn der November hatte, wie alljährlich, Krankheit und Tod mit sich gebracht, den Weg zu dem Hause hin. Die feuchte Kälte hatte sich ihm in Haar und Kleider gesetzt, während der schneidende Wind ihn bis zum Mark erkältete. Er atmete erleichtert auf, als er endlich in dem behaglich erwärmten Vorhaus seiner Wohnung stand.

„Heda, Stine,“ rief er, sobald er nur ein wenig zu Atem gekommen, „ziehen Sie mir doch einmal die Stiefel aus! Das Zeug klebt ja an mir, als ob's angewachsen wäre! Solch ein Wetter! Ich glaube, es ist kein trockener Faden an mir. Da, stellen Sie die Stiefel an den Herd, aber nicht zu nahe, daß sie nicht wieder zusammenschnurren wie altes Handschuhleder. Den Rock können Sie schon näher zum Feuer hängen! Das Abendessen wird doch fertig sein, was?“

„Die Schnitzel stehen schon auf dem Tische.“

„Na, das ist recht, ich bin hungrig wie ein Wolf.“ Eben wollte der Doktor die Thür des Zimmers öffnen, aus dem das Klappern seiner Frau mit Tellern und Gläsern einladend zu ihm herausdrang, da ward die Hausglocke laut und schrill gezogen.

„Es wird doch nicht schon wieder jemand kommen? rief der Doktor. Na, das weiß ich aber, diesmal mag's sein, wer es will, ich gehe nicht. Ein Arzt ist sozusagen auch ein Mensch und ich habe mein Teil für heute geleistet.“

Er riß die Hausthür so heftig auf, daß er die dicht davorstehende Knabengestalt fast rücklings die Stufen hinuntergestürzt hätte. Na, kann man denn nicht Acht geben?“ rief er, den Knaben festhaltend, ärgerlich, „was giebt's denn?“

Da der Knabe nicht antwortete, sondern schwer keuchend dastand, drehte er seinen Kopf ohne viele Umstände dem Lichte zu. „Was, du bist's?“ sagte er plötzlich besänftigend, als er den Knaben erkannte, der ihm neulich den Apfel nachgetragen hatte. "Doch kein Unglück zu Hause geschehen?“

„Meine Mutter!“ war alles, was der Knabe hervorstoßen konnte. Der Doktor fragte nicht weiter, die entsetzten Blicke des Knaben mußten ihm mehr als seine Worte gesagt haben.

„Hm, das ist schnell gegangen,“ murmelte er. „Na, wart' nur einen Augenblick, mein Junge, gleich komme ich mit Dir. — Stine, meinen Rock und meine Stiefel!“

Seufzend kroch der Doktor in die eben erst abgelegte feuchte Hülle seines äußeren Menschen wieder hinein. Fünf Minuten später, ohne daß er sich auch nur Zeit genommen hätte, seine Frau zu begrüßen oder einen Blick auf den Abendtisch zu werfen, trabte er, den Knaben fest an der Hand, durch Wind und Wetter hindurch dem kleinen Häuschen in der Vorstadt zu.

Diesmal stand kein Aepfelbratendes Kinderhäufchen um den Herd herum, wohl aber war eine gutherzige Nachbarin geschäftig, Tücher zu wärmen und Wasser zu Umschlägen heiß zu machen.

Mit ein paar Worten ließ der Doktor sich von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen, dann trat er in das Zimmer. Vor dem Bette der Mutter standen bitterlich schluchzend die zwei größeren Kinder, zu denen sich der Knabe, der ihn geholt, jetzt laut aufweinend gesellte, während die zwei jüngeren Kinder fest und ahnungslos in ihren Bettchen schliefen. Ein Blick auf die Kranke, die in ohnmachtähnliche Schwäche mit geschlossenen Augen auf dem Bette lag, zeigte dem Arzt, daß hier wenig mehr für ihn zu thun war. Hastig

schrieb er einige Mittel auf, welche für den Augenblick geboten schienen, und schickte die Nachbarin damit in die Apotheke.

Plötzlich schlug die Kranke die Augen auf. Fragend und verwirrt irrte ihr Blick umher, bis er auf das über sie geneigte Antlitz des Doktors fiel. Im gleichen Augenblick drang das Schluchzen der Kinder an ihr Ohr. Der Ausdruck qualvoller Angst flog über ihr Antlitz. „Ich kann nicht sterben! Meine Kinder!"

Angstvoll blickte der Doktor nach der Thür, ob die Nachbarin noch nicht zurück sei; da kam plötzlich eine Veränderung über das Antlitz der Kranken. Ein bläulicher Schatten lief über dieselbe hin, ihre Züge verfielen, ihre Augen verdunkelten sich.

Der Doktor wußte, daß das Ende da war. Der Tod hatte seine Hand auf sie gelegt, aber es schien, als zögere er, sich seines Opfers zu bemächtigen, solange dieses ihm nicht willig folgen wollte. Minute auf Minute verstrich, und das qualvolle „Ich kann nicht sterben!" wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Dem Doktor stand der Schweiß auf der Stirn. Er hatte an manchem Sterbebette gesessen, manch schweres Leiden von diesem Leben beobachtet, das aber ging über das Maß dessen, was er zu ertragen gewohnt war. Er blickte auf die arme Frau, welche die Angst um ihre Kinder nicht sterben ließ, er blickte auf die Kinder, die sich im Uebermaße des Schmerzes auf das Bett geworfen hatten, vergebens bemüht, ihr jammervolles Weinen in den Kissen zu ersticken. In seinem ehrlichen, rauhen Gesichte zuckte und kämpfte es, seine Brust atmete schwer.

Als jetzt wieder das angstvolle „Ich kann nicht sterben!" an sein Ohr schlug, da leuchtete es in festem Entschlusse aus seinen Augen. Er beugte sich über die Kranke und flüsterte ihr ein paar Worte zu. Diese richtete sich jäh empor und umklammerte die Hände des Doktors. Ueberraschung, ungläubiges Staunen, Entzücken sprachen aus ihrem Blick, während sie mit vergehender Stimme fragte: „Alle fünf?"

„Alle fünf, so wahr mir Gott helfe!" wiederholte er ernst und feierlich.

Da löste sich plötzlich die angstvolle Spannung ihrer Züge, ein Ausdruck unendlicher Ruhe, unbeschreiblichen Friedens flog über dieselben hin und blieb als Lächeln um ihre Lippen schweben. Leise glitten ihre Finger aus den Händen des Doktors.

„Kommt her, wenn Ihr Eure Mutter noch einmal küssen wollt!" rief der Doktor den Kindern zu.

Während die beiden größeren Knaben laut schluchzend das Antlitz der Mutter mit ihren Küssen bedeckten, holte das Mädchen hastig die zwei Kleinsten aus ihren Betten, damit auch sie Abschied von der Scheidenden nähmen. Als auch das Kleinste sein rosiges Mündchen auf die blassen Lippen der Mutter gedrückt, sank ihr Haupt zurück. Ein leiser Seufzer, ein schrilles Aufschreien der Kinder, ein leichtes Zucken, und alles war vorbei. Lang und still streckte ihre Gestalt sich zum Schlafe aus.

Mit leisem Druck legte der Doktor seine Hand auf ihre Augen, dann winkte er der eben eintretenden Nachbarin. „Nehmen Sie die Kinder mit sich hinaus. Ihre Mutter hat endlich Ruhe gefunden."—

Es war am nächsten Tage, einem Feiertage. Der Doktor und seine Frau saßen beim Mittagstisch. Die Frau Doktor, eine kleine, rundliche Frau, war trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine angenehme Erscheinung, mit einem guten mütterlichen Zuge in ihrem Antlitz, wie er auch kinderlosen Frauen nicht selten zu eigen ist.

Wer sie näher kannte, der konnte leicht merken, daß sie heute etwas ganz besonders vorhaben mußte. So sauber und geschmackvoll sie sich stets kleidete, heute verrieten einige, mit besonderer Sorgfalt angebrachte bunte Schleifen entschieden den Wunsch, zu gefallen; und wenn sie es auch nie an Aufmerksamkeit gegen ihren Gatten fehlen ließ, den sie trotz seines rauhen Wesens herzlichst liebte, die Liebenswürdigkeit, mit der sie ihn heute während des ganzen Mittagsessens umgaukelte, war doch entschieden eine mehr als gewöhnliche.

Der Doktor schien jedoch von dem allen nichts zu bemerken. Er war auffallend ernst und zerstreut und langte schweigend von den Gerichten zu, die heute mit besonderer Rücksicht auf seinen Geschmack ausgewählt waren. Erst als zum Nachtisch eine Schüssel großer Prünellen auf den Tisch kam, die er, trotzdem er sie sehr liebte, nur selten von seiner Frau erlangen konnte, ward er aufmerksam. Er ließ einen prüfenden Blick über diese hingleiten, und ein etwas ironisches Lächeln trat auf seine Lippen.

„Nun, was soll's denn, Frau? Rück' nur frisch heraus! Was willst Du denn haben, he?"

„Was ich haben will? Wie kommst Du nur auf solch einen Gedanken?"

„Hm, umsonst wirst Du die Prünellen doch nicht aufgetischt haben. Und die schöne rote Schleife! Sie steht Dir wirklich nicht schlecht. Du bist immer noch eine recht nette Frau. Na, sag' nur heraus, was Du willst!"

Die Doktorin war blutrot geworden. So hatte sie die Sache nicht einleiten wollen. „Ich hätte allerdings etwas mit Dir zu besprechen, aber so schnell geht das nicht."

„Nun, so laß Dir Zeit. Heute ist Feiertag. Am Feiertage sterben die Leute nicht gern, wie ich immer gefunden habe. — Nun? Es muß ja etwas schrecklich Großes sein, daß Du damit so hinter dem Berge hältst."

„Ja, weißt Du, Albert, aber Du mußt mich ruhig ausreden lassen und Dich auch einmal ein klein wenig in die Seele einer Frau hineindenken."

„M e i n e r Frau doch hoffentlich?"

„Und mich nicht immer unterbrechen.— Also, nun, sieht Du, zu Weihnachten werden es jetzt achtzehn Jahre, daß wir hier in einer und derselben Wohnung sind."

Der Doktor schob seinen Teller zurück und stand auf. „Wenn Du vom Ausziehen reden willst, gehe ich lieber gleich fort. Es wäre schade um jedes Wort, das Du darüber redest."

„Aber ich denke ja gar nicht ans Ausziehen. So bleib doch nur!" Die Doktorin hielt ihren Mann beim Aermel fest. „Ich meine ja nur, wenn man so lange Jahre in einer Wohnung ist, ohne je etwas für sie zu thun, dann ist es kein Wunder, wenn sie nicht besonders aussieht."

„Mir gefällt sie," sagte der Doktor, behaglich um sich blickend.

„Sie würde Dir aber noch besser gefallen, wenn sie einmal gehörig in Stand gesetzt würde. Sieh nur die Fußböden an! Ich gebe mir so viel Mühe mit dem Ausbessern, aber die Farbe hält ja nicht mehr auf den alten, ausgetretenen Brettern."

„Wünschest Du vielleicht Parket?"

„Parket braucht's gerade nicht zu sein! ich wäre mit hartem Fußboden schon zufrieden."

„So? weiter also, denn fertig bist Du gewiß noch nicht."

„Die alten verrauchten Tapeten müßten bei dieser Gelegenheit natürlich auch fort und die altmodischen Vorhänge ebenfalls. Wer hat denn noch Purpurgardinen heutzutage? Wir könnten es ja mit Jutevorhängen versuchen, wenn Du eine Abneigung gegen weiße hast."

„Neue Möbel schaffen wir vermutlich dann auch an?"

„Nur für das gute Zimmer. Die alten Möbel daraus schaffen wir in das Zimmer neben der Wohnstube. Die paar Apparate, die von Dir jetzt darin stehen, können ja leicht anderswo untergebracht werden, und wir gewinnen ein allerliebstes Zimmer."

„Und das Geld zu all diesen Plänen?"

„Geh, Albert," schmeichelte die Doktorin, die Wange ihres Gatten streichelnd, „sei doch einmal vernünftig. Wenn Du auch die halbe Stadt umsonst kurierst, daß Du alljährlich ein hübsches Sümmchen zurücklegst, weiß ich ja doch. Für wen aber sparst Du denn? Kinder haben wir ja nicht" — ein leichter Seufzer begleitete diese Worte—„nahe Verwandte auch nicht. Da könnten wir uns wohl einmal etwas gönnen."

„Du dachtest doch früher manchmal daran, ein Kind anzunehmen?"

„Ja freilich that ich das, aber Du weißt ja, wie es uns immer ging. Konnten wir denn wohl ein geistig und leiblich gut geratenes Kind finden, ohne daß eine ganze Kette habsüchtiger Verwandten daran gehangen hätte? Wie oft haben wir es versucht! Und weißt Du, im Grunde ist es mir jetzt lieb, daß es nicht dazu kam. Es ist mit einem fremden Kinde doch immer eine gewagte Sache. Man weiß nie, was in solch einem Kinde steckt. Und der Undank, den man mit fremden Kindern hat! Die Freundlichkeit, die man ihnen erweist, nehmen sie als ihr gutes Recht in Anspruch. Solange sie klein sind, verursachen sie nichts als Not und Plage, und sind sie groß und brauchen uns nicht mehr, dann fällt ihnen auf einmal ein, daß sie nicht unsere Kinder sind. Nein, nein, Albert, es ist besser so, wie es ist."

Der Doktor sah eine Weile schweigend vor sich hin, dann sagte er: „Und ich hatte Dich gerade heute bitten wollen, nicht nur e i n Kind, sondern fünf bei Dir aufzunehmen."

„Fünf Kinder?" Die Doktorin sank mit einem so entsetzten Gesicht in ihren Sessel zurück, daß ihr Mann sich beeilte, hinzuzufügen: „Nun, nun, ich meine natürlich nicht für immer, es wäre nur für einige Wochen gewesen. — Du weißt, daß die arme Frau Mosbach gestern gestorben ist," fuhr er nach einer Pause fort, da seine Frau noch immer sprachlos blieb. „Ihre Kinder haben niemand, der sich ihrer annähme."

„Muß denn nicht die Gemeinde für sie sorgen?" fragte die Doktorin kleinlaut.

„Das wird sie wohl, aber damit geht's nicht so schnell. Zunächst würde die Polizei die Kinder übernehmen."

„Können sie denn nicht bei der Nachbarsfrau bleiben, von der Du sprachst?"

„Die hat selber sieben Kinder."

„Aber ich hätte ja gar nicht Platz für so viele."

„Du könntest vielleicht das Zimmer neben der Wohnstube für sie benutzen. Die paar Aparate von mir" — der Doktor konnte ein etwas maliziöses Zwinkern mit den Augen nicht unterdrücken — „sind ja leicht hinausgebracht."

„Fünf Betten aber lassen sich dort doch nicht aufstellen!"

„Zwei Betten und ein Gitterbettchen für das Kleine wären genug. Die Kinder sind es gewohnt, zu zweien zu schlafen."

„Aber die viele Arbeit! Die Stine wird sich bedanken dafür."

„Die Stine wird schon Vernunft annehmen, wenn ich mit ihr rede. Wird sie nicht fertig, kann ihr die Stasi vom Tischler drüben helfen. Die Mutter hat mich heut' erst um Arbeit für sie angesprochen."

„Wie lange würden die Kinder denn bleiben?"

„Das kann ich so genau jetzt noch nicht sagen. Länger als einige Wochen keines Falls.

„Und ich hatte gehofft, Weihnachten schon mit der Herrichtung der Wohnung fertig zu sein."

„Nun, Frauchen, sind wir so lange glücklich in der alten Wohnung gewesen, wird's wohl ein paar Wochen länger auch noch gehen." Er sah ihr so herzlich an, daß sie besänftigend fragte: „Wann sollen die Kinder denn eigentlich kommen?"

„Morgen nachmittag nach dem Begräbnis. Bis dahin hat die Nachbarin versprochen, Acht auf sie zu haben. — Aber jetzt muß ich fort. Es ist die höchste Zeit."

„Der Doktor nahm hastig Hut und Stock und ließ seine Frau in sehr gemischten Empfindungen zurück.

Die Unterredung, die von ihr so lange vorbereitet und so sorgfältig eingeleitet war, hatte einen durchaus ungeahnten Ausgang genommen.

Mit ängstlicher Spannung sah die Frau Doktor am nächsten Tage dem Kommen der Kinder entgegen. Wie werden sie sein? Wird sie ein Herz zu ihnen fassen können?

Da standen sie schon in der Thür, eng in ein Häufchen zusammengedrückt, eine Hand voll Schneeflocken, die der Sturm verschlagen.

Die drei größeren, ein Knabe von neun, einer von sieben Jahren und ein sechsjähriges Mädchen, bildeten den Hintergrund, während vor ihnen die zwei Kleinsten standen, ein dickes, drolliges Bübchen von etwa drei Jahren und ein kaum zweijähriges rosiges Mädchen, das, wie sein Brüderchen, ängstlich nach den Rockfalten der Schwester zurückgriff und mit seinen hellen Augen halb scheu, halb neugierig unter den blonden Löckchen, die ihm bis tief in die Stirn hingen, hervorblickte.

Die Doktorin überflog mit schnellem Blick die kleine Gruppe, dann atmete sie erleichtert auf. Das waren nicht die verkümmerten verwahrlosten Kinder, die sie halb und halb erwartet hatte, sondern die gefällig gekleideten und wohlerzogenen Kinder intelligenter Familie, die weder in ihrem Aussehen noch in ihrem Benehmen etwas von der unbeholfenen Plumpheit zeigten, welche die Kinder der Armut meist so wenig einnehmend erscheinen läßt.

(Schluß folgt.)

Der eine trägt's, woran der andre stürbe,
Mit Geistesgegenwart;
Den einen klopft die Faust des Schicksals mürbe,
Den andern — hart.

Die Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Erscheint jeden Mittwoch

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office, Elkhart, Ind., as second-class matter.

1. Januar 1904.

— M. B. Fast von Jansen, Neb., kam wohlbehalten hier in Elkhart an und wurde herzlich willkommen geheißen.

— Der beste Weg, sich ein frohes neues Jahr zu sichern, ist, etwas thun, das andere glücklich macht.

— Die Korrespondenten von Rußland sandten wieder Berichte ein, und wir hoffen, die meisten Leser der „Rundschau" lesen gerne Berichte von „Draußen" wenn sie auch von alten Bauern kommen, wie der vom alten Br. Jakob Enns, und wir hoffen alle alte und recht viele neue Korrespondenten werden sich ein bischen Zeit nehmen und uns mit Berichte erfreuen. Bitte schreibt. Auch nehmen wir gerne Artikel zum allgemeinen Nutzen entgegen.

Verschiedenes aus Mennonitischen Kreisen.

Der einzige Sohn der Familie Dr. S. S. Haury von Newton, Kan., ist im blühenden Alter von 18 Jahren an Lungenleiden gestorben. Unser innigstes Beileid den schon sonst schwergeprüften Eltern.

H. J. Rose von Oregon macht gegenwärtig Besuche in Kansas und Oklahoma.

Johann B. Friesen, Minn., leidet auch noch immer an Rheumatismus; doch seiner Frau geht es jetzt schon insoweit besser, daß sie ab und zu das Bett verlassen kann.

Pred. N. F. Toevs kehrte Dienstagmittag von seiner Reise nach Ulen, Nordminnesota, zurück. Im hohen Norden ist viel Sturm und große Kälte, bis 30 Grad unter Null.

Aelt. H. H. Regier und dessen Bruder Joh. Regier ließen vorige Woche in der Mt. Lake Bank, Minn., von D. G. Hiebert acht Schiffsfahrkarten für eine Reise von Rußland hierher ausfertigen für eine Familie Eduard Bär aus Alexanderkron, Südrußland.

Am 12. Dezember wurde Johann Klaßen, Kan., (früher Steinfeld, Rußland) von der Hoffnungsauer Kirche aus beerdigt; er hat vier Jahre an der Wassersucht gelitten.

Franz Penners von Luschton, Neb., und David Fasten von Richmond, Texas erfreuen ihre alten Eltern, Geschwister und Freunde mit einem angenehmen Weihnachtsbesuch.

Bruder J. A. Wiebe von Hillsboro, Kansas wurde telegraphisch nach Jansen, Neb., gerufen, um den kranken Sohn des M. B. Koop, zu untersuchen. Er kam und hielt noch mehrere Abende gesegnete Predigten.

Der Prediger Jakob Klaassen bei Jansen, Neb., ist immer noch sehr leidend.

A. D. Wenger von Millersville, Pa., hielt im Weaver B. H., Johnstown, Pa., eine Reihe von Versammlungen ab. 16 Seelen wurden getauft und in die Gemeinde aufgenommen.

Am 17. Dezember wurde in Weaverland, Lancaster Co., Pa., Br. Israel B. Good an Stelle des verstorbenen Br. John M. Zimmerman als Prediger gewählt.

Das kleine Kind der lieben Geschwister J. M. Friesen bei Jansen, Neb., ist gestorben, — es war ein Schmerzenskind; seine Mutter schwebte wohl Monate zwischen Tod und Leben nach der Entbindung, und Menschen werden wohl schwerlich trösten können, doch der Gott alles Trostes stille Euren Schmerz! Unser inniges Beileid.

Geschäftliches.

Hallische Bibeln. — Eine Sendung der wohlbeliebten Hallischen Bibeln, herausgegeben von der Canstein'schen Bibelanstalt, Halle a. d.S., ist eben in unserem Buchladen eingetroffen und wir sind wieder in den Stand gesetzt, alle Bestellungen prompt auszuführen.

Die schlechte Zeit.

Wo du auch weilest — Eine Kunde
Tönt hundertfältig weit und breit:
Man höret jetzt aus jedem Munde
Die Klage über schlechte Zeit.
Die Armen wollen fast verzagen,
Und selbst die Reichen hört man klagen.
Darin sind alle einig heut:
Wir haben schlechte, schlechte Zeit!

Was hast du eigentlich begangen,
Welch schwarze That verbrochen, Zeit,
Daß so viel Kläger dich belangen,
Bezüchtigend der Schlechtigkeit?
Es sei um deine Uebelthaten
Doch endlich einmal zu verraten,
Ein Viertelstündchen dir geweiht,
Du vielverschriene schlechte Zeit!

Vernichtest du die Frucht der Felder?
Entzündest du mit Sonnenbrand
Die Städte, Dörfer, Gärten, Wälder?
Ziehst du, Zerstörung in der Hand,
In dieses Erdballs Bezirken
Umher wo thät'ge Menschen wirken?
Nein, so wie einst, bist du noch heut,
Bald gut, bald trübe, Mutter Zeit.

Die Menschen sind's, aus deren Herzen
Wie Unkraut sprießt die Schlechtigkeit;
Ihr Geist — das ist der Quell der Schmerzen,
Der Quell der Unzufriedenheit.
Die Habsucht und das tolle Wagen,
Das allzuhohe Nasentragen,
Die Trägheit und der arge Neid,
Das ist der Grund der schlechten Zeit!

Die ganze Welt will jetzt florieren,
Nimmt nicht mit wenigem fürlieb;
Man spekuliert bis zum Verlieren
Und wird dabei sein eigner Dieb.
Was früher kaum galt zu erschwingen,
Gehört jetzt zu den Alltagsdingen,
Und reicht die Kasse nicht so weit,
Flugs schimpft man über schlechte Zeit.

Der Mann, der früher sich vergnügte
Zuhaus, er muß in den Verein;
Und was daheim der Frau genügte,
Das muß nun alles feiner sein.
Und gar die Fräuleins? Laßt euch sagen:
Wenn die nicht stets da Beste tragen,
Den schönsten Hut, das Spitzenkleid,
So jammern sie: O schlechte Zeit!

Gar mancher sollte, statt zu klagen,
Sich schlagen an die eigne Brust
Und denken: „Ich will's stille tragen,
Da ich mir mancher Schuld bewußt."
Seht, Kampf und Arbeit giebt es immer,
Und Klagen macht das Ding nur schlimmer.
Gar oft ist Ungenügsamkeit
Hauptfabrikant der schlechten Zeit.

W. Schumacher.

Brief an einen Gottesleugner.

Georg Sillwood lebte in Keswick, England. Viele Jahre lag er krank und in den letzten Jahren waren seine Schmerzen unendlich groß. Gott prüfte ihn wie Hiob, aber durch alles hindurch konnte er ein wunderbares Zeugnis von Gottesliebe ablegen.

Der bekannte Bradlaugh, welcher das Dasein Gottes und mehr noch das Dasein des Heilandes leugnete, sandte an Sillwood ein Schriftchen mit dem Titel: „Wer war Jesus?" in der Absicht, seinen Glauben auf die Probe zu stellen. Das leidende Gotteskind bestand die Probe und pries seinen Erlöser in den folgenden mächtigen Worten, welche er dem Herrn Bradlaugh sandte:

„Mein lieber Herr! Vor einiger Zeit schickten Sie mir eine kleine Schrift, mit dem Titel: ‚Wer war Jesus?'

Ich habe weder körperlich noch geistig die Kraft, auf die Einwände, die sich in dieser Schrift gegen die Religion Jesu befinden, einzugehen, ich kann nicht einmal die Frage beantworten: Wer war er? Dennoch aber möchte ich Ihnen in aller Einfachheit sagen, was er mir jetzt ist, da ich auf diesem Krankenbett liege.

Ich finde, daß er mich inmitten der Angst und Leiden, die ohne ihn unerträglich sein würden, trösten, aufrecht erhalten und bewahren kann.—Durch Nächte der Schlaflosigkeit und Tage der Schmerzen hindurch ist er immer bei mir, als mein liebender, gegenwärtiger Heiland, als ‚der Freund, der treuer ist denn ein Bruder.' Er ist so nah, so köstlich, daß das, was das Ende dieser Krankheit sein mag— ich ihm anvertrauen und mich darin freuen kann, weil ich weiß, daß er, der für mich gestorben ist, alles wohl machen wird, und daß, ob im Leben oder im Tode, er mich nie verlassen noch versäumen wird. Seine Gegenwart, seine Liebe, er selbst, sind für mich jetzt keine Rätsel, sondern lebendige Wirklichkeiten. — In Tagen der Gesundheit und des Schaffens habe ich gefunden, daß er das ist, was er von sich sagt und jetzt in Krankheit der Hilflosigkeit erfahre ich mehr denn je seine Realität.

Darf ich eine Frage an Sie stellen als Antwort auf die Ihrige? Sind Sie je in meiner Lage gewesen mit nur einem Schritt zwischen Ihnen und der Ewigkeit? Wenn dem also ist, fanden Sie in Ihrem Glauben jenen Trost, jene Freude und Ruhe, welche ich jetzt in Jesu finde?—Wenn Sie hier an meiner Stelle wären, würden Sie sich Ihres Glaubens so rühmen können, wie ich mich meines Heilandes rühmen kann?

Sie möchten mich bewegen, das aufzugeben, was das Leben meines Lebens, das Licht meiner Finsternis, die Freude meines Leidens ist. Aber was wollen Sie mir anstatt dessen geben? Könnten Sie mir ehrlicherweise jetzt anempfehlen, meinen Glauben für Ihren Unglauben auszutauschen, meine bestimmte Ueberzeugung für Ihren Zweifel und Ihre Ungewißheit aufzugeben?

Ich kann ihnen nicht einmal sagen, was ich empfinde, daß Jesus jetzt für mich ist. Keine Worte können es ausdrücken und niemand kann es verstehen als diejenigen, welche ihn als ih-

ren persönlichen Freund kennen. Eins aber finde ich, daß mein System, welches Jesus ist, die Probe von Schmerzen, Kummer und Enttäuschung aushalten kann, und daß sogar die Annäherung des Todes nichts weiter thut, als dieses System in seiner Realität und seinem Wert zu verstärken und erhöhen.

Können Sie dasselbe von dem Ihrigen sagen?"

Angenehmes und Unangenehmes.

Die meisten Leute hören es wohl gern, wenn man zu ihnen von den Rechten spricht, welche sie besitzen oder doch haben sollten, und namentlich in Volksversammlungen machen die Redner einen sehr günstigen Eindruck, wenn sie über dies Thema sprechen. Weniger gern lassen die meisten Menschen sich an ihre Pflichten erinnern; obschon fast alle Rechte von gewissen Pflichten unzertrennbar sind.

Der Rechte giebt es viele und meist hängen dieselben, ebenso wie die Pflichten, mehr oder weniger mit dem zusammen, was wir Moral nennen. Aber was diese dem Einzelnen nach seiner Auffassung erlaubt, das verbietet oft das Recht, welches das Sittlichkeitsgefühl und das Urteil über Billigkeit der Menschen festgestellt hat. Und was die zu Gemeinden und Staaten vereinte Gesellschaft zur Richtschnur für alle erhob, dem müssen die Einzelnen sich fügen.

Daraus geht schon hervor, daß Rechte auch meist Verpflichtungen auferlegen. Die Gemeinden sowie die Staaten sind verpflichtet, die Beachtung der von ihnen erlassenen Bestimmungen zu erzwingen und der Einzelne, welcher die gesetzlich festgestellten Rechte genießt, muß auch die Pflichten erfüllen, welche mit ersteren etwa verbunden sind. Neben den durch erlassene Gesetze festgestellten Rechten giebt es auch Gewohnheitsrechte, welche von den Behörden anerkannt werden.

Die Gesetze bestimmen sowohl die Rechte, welche der Einzelne gegenüber andern einzelnen Menschen besitzt, wie auch die, welche er in der Gemeinde und im Staate besitzt. Vom Völkerrecht, welches die rechtlichen Beziehungen der Staaten zu einander betrifft, wollen wir hier nicht reden, zumal dasselbe noch viel umstritten ist und oft das schwächere Land nicht imstande ist, seine Ansprüche, auch wenn sie gerecht sind, einem stärkeren gegenüber zu erzwingen. Das Recht kann eben nur dann siegreich zur Geltung kommen, wenn eine Macht vorhanden ist, welche die darauf bezüglichen Gesetze durchführen kann und will. Insofern steht die Macht zu dem Recht in engen Beziehungen.

Es giebt Kinder- und Elternrechte, Erb-, Ehe- und Vormundschaftsrechte, Eigentums- und politische Rechte verschiedener Art. Sie alle werden durch Gesetze geregelt und aufrecht erhalten, welche diejenigen mit Strafe belegen, welche die zum Schutze der menschlichen Gesellschaft erlassenen Bestimmungen übertreten. Den so geschaffenen Zustand bezeichnet man gewöhnlich als staatliche Ordnung.

Man hat gesagt, der Mensch wird nackt geboren und stirbt bekleidet und wie die Kleider den Menschen hier und da hindern, aber beschützen, so hindere, aber beschütze auch das Gesetz und es sei notwendig, die Rechte der Einzelnen gegen gewaltsame Eingriffe rücksichtsloser Mitmenschen zu verteidigen. Wäre die Erde mit Engeln bevölkert, so würden wir keine Gesetze brauchen; da dies aber leider nicht der Fall ist, so bedarf der Schwache des staatlichen Schutzes in der Ausübung seiner Rechte.

In den Gesetzen kommt das Sittlichkeits- und Rechtsgefühl der Völker zum Ausdruck und danach sind auch die Rechte der einzelnen Menschen bemessen. Wir brauchen gar nicht bis zu den ersten verläßlichen Mitteilungen über die geschichtliche Entwickelung der Menschheit zurückzugehen, um zu erkennen, wie sehr die Anschauungen über Recht und Unrecht sich geändert haben. Noch vor weniger als 50 Jahren war es in unserer Republik, welche sich schon damals gern den Leitstern aller nach Freiheit ringenden Völker nannte, gesetzlich erlaubt, daß ein Mensch den andern, wenn dieser Andere ein Sklave war, öffentlich an den Meistbietenden wie ein Stück Vieh verkaufen durfte. Und als sich endlich das Rechtsgefühl der meisten Bewohner unseres Landes gegen einen solchen Menschenhandel auflehnte, da erhoben die sogenannten Sklavenstaaten das Banner der Rebellion. Es kostete ungeheure Opfer von Blut und Gut, bis nach als dreijährigem Ringen die Südstaaten besiegt waren und die Sklaverei als beseitigt gelten konnte.

Wären die streitenden Parteien zur friedlichen Beseitigung dieser eben so schändlichen wie unhaltbaren Einrichtung in Unterhandlungen getreten; hätte man alle Sklaven zu ihrem damaligen „Marktwert" freigekauft, so hätte eine solche Maßregel viel weniger gekostet, als der Bürgerkrieg, von dem furchtbaren Blutvergießen gar nicht zu reden.

Der gewaltige Umschwung in Rechten und Gesetzen der Ver. Staaten, welchen die Aufhebung der Sklaverei darstellt, veranschaulicht sehr klar, wie Rechte und Gesetze sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ändern können. Dieser Umschwung wird von vielen, welche eine Umgestaltung unserer jetzigen Zustände anstreben, als ein Beweis dafür benutzt, daß die Anschauungen der Menschen und demzufolge auch die Einrichtungen der letzteren, beständig in der Entwickelung begriffen sind: daß sie sich ändern.

Gewiß ist das richtig; aber damit ist natürlich nicht gesagt, daß nun alle von Aenderungslustigen vorgeschlagenen Gesetze zur Annahme gelangen sollten, oder daß auch nur irgend welche Aussicht auf solche Aenderungen vorhanden ist. Die Entwickelung der Menschheit und ihrer Einrichtungen vollzieht sich nur selten gewaltsam und in großen Sprüngen, sondern meist schrittweise, ohne allzu große Störungen der politischen und wirtschaftlichen Zustände.

S e i n e Rechte möchte fast jeder mann gern ausdehnen und wer dergleichen befürwortet, der findet bei den Beteiligten gewöhnlich lebhaften Beifall. Dagegen wollen manche Leute die mit Rechten verbundenen Pflichten nicht übernehmen. Ja die Zahl derjenigen ist nicht gering, welche andern dieselben Rechte nicht zugestehen wollen, welche sie selbst beanspruchen. Das bemerken wir besonders häufig auf dem Felde der Arbeit. Viele Gewerkschaftler wollen das Recht zu arbeiten solchen Leuten nicht zugestehen, die zu keiner „Union" gehören. Bürger, welche sehr böse sein würden, wenn man ihnen das Wahlrecht entziehen wollte, üben letzteres nicht aus und sie wollen eine Wahl- p f l i ch t nicht anerkennen. Unter den Bewohnern unserer guten Stadt finden viele (und oft mit Recht) ihre eigenen Steuern zu hoch und möchten lieber die anderer Leute erhöhen. Die von den Rechten eines Chicagoer Grundbesitzers unzertrennlichen Steuerpflichten möchten manche eben großenteils von sich auf andere abwälzen und wer in einer Volksversammlung von den Pflichten der Menschen spricht, wird niemals den Beifall finden, dessen ein Redner sicher ist, welcher von den „unveräußerlichen Rechten" der verehrten Anwesenden recht lebhaft erzählt.

Rechte sind meist angenehm, Pflichten größtenteils unangenehm. Unter Rechten verstehen viele das, was sie für sich selbst beanspruchten, wogegen sie die Erfüllung lästiger Pflichten gern den anderen Leuten überlassen möchten.

Sei umsichtig.

Als der bekannte Geschäftsmann Leither in jungen Jahren nach Chicago kam, hatte er nichts in der Tasche als fünf Cents und einen Empfehlungsbrief an John V. Farwell. Er gab denselben ab. Herr Farwell las das Schreiben, zuckte dann mit den Achseln und sagte: „Bedaure, alles besetzt; wüßte nichts, was ich für Dich thun könnte." Der junge Leither ließ sich aber nicht so schnell abweisen, sondern sprach: „So? Sie wissen nichts? Na, da will ich Ihnen sagen. Die Fensterscheiben da sind so schmutzig, daß es gar nicht schön aussieht. Sie scheinen also keinen zu haben, der sie Ihnen putzt. Wenn Sie mich bezahlen, will ich's thun." Und er that's und wusch alle Fenster im Geschäft. Dann ging er wieder zu Herrn Farwell mit den Worten: „Bitte um meinen Lohn!" „Deinen Lohn? Hm, weißt Du was, setz Dich dort an das Pult. Ich stelle Dich an. Für solch einen Menschen, wie Du einer bist, hat nicht nur die Welt, sondern auch mein Geschäft immer noch Platz." Und sechs Jahre später war der ehemalige Fensterputzer Geschäftsteilhaber der Firma John V. Farwell, und jetzt ist er einer der angesehensten Männer in London.

Ausgewählt.

Leb' wohl! so sprach einst kühn mein Herz zur Welt;
Leb' wohl! ich hab' mich ihm geweiht,
Der durch ein unschätzbares Lösegeld
Vom Fluch der Sünde mich befreit.

Leb' wohl! Der letzte Gruß, den ich entsandt
Zur Welt, der ich für immer starb,
Wofür ich ewig mich mit ihm verband,
Der mir das Heil am Kreuz erwarb.

Leb' wohl! So ruft in Trennungsfreud' mein Herz;
Leb' wohl! ich lebe ihm fortan.
Ja ihm, der sich in zartem Liebesschmerz,
Mein schnödes, schnödes Herz gewann.
Hallelujah, daß es ihm gelungen
Kaltes Herz mein zu entzünden;
Hallelujah, was er hat errungen,
Das deckt alle, alle Sünden.
Was mir die Kraft zum Guten schuf,
Das war nicht Menschenarm und Macht.
Ach nein! Es war der sanfte Liebesruf
Des Herrn, der tönt in Kämpfers Macht.
Fürwahr! Es war ein wutentbrannter Streit,
Der mich zum Wendepunkt geführt.
Ein Kampf, in dem ich oft die Bitterkeit
Des Lebens ohne ihn verspürt.
Ja ohne ihn, der mir ein Heiland war
Als ich in tausendfachem Schmerz
Die süße Frucht Gethsemanes gebar.
Ja, der mich liebte wie sein Herz.
Wohl ward noch mancher scharfe Pfeil entsandt,
Meine Seele zu durchbohren;
Doch Gottes Gnade hat ihn abgewandt.
Gnade: Treue mir geschworen.
Für den Herrn zu leben, mit ihm zu sterben;
Das soll nunmehr die Losung sein,
Und selbst des Lebens Kampf, dem herben,
Mich ihm als heil'ger Streiter weih'n.
Und dann, wenn der letzte Sieg errungen,
Und wenn der stärkste Feind, der Tod, bezwungen,
Das Haupt die Siegerkrone trägt:
Soll mein Hosianna ihm erschallen,
Der bei mir war in Freud und Leid.
Dem ich gedient, den ich geliebt vor allen;
Ja ihm mein Loblied bis in Ewigkeit.

Landwirtschaftliches.

Beherzigenswerte Winke über Pferde.

Beabsichtigt man ein Pferd zu kaufen, so prüfe man es im Stalle. Steht das Tier, nachdem es geruht, mit erhobenem Kopfe rechtwinkelig auf allen vier Füßen, so ist dieses ein sehr wertvoller Anhaltspunkt. Streckt es einen Fuß vor, so daß die Zehe den Boden berührt und die Verse aufwärts gekrümmt ist, oder streckt es das Bein aus, so daß die Verse heruntergedrückt und die Zehe gehoben ist, so sind die Beine ungesund und müssen untersucht werden.

Steht das Pferd mit zusammengezogenen, einander genäherten Beinen, oder mit den Hinterbeinen auseinander gespreizt, so ist das erstere ein Zeichen von Krankheit, das letztere ein Zeichen, daß die Nieren nicht in Ordnung sind. Wenn die Kniee wanken oder zittern, so ist das Pferd durch starkes Ziehen und Antreiben verdorben worden. Narben an den Knieen und an den Hinterbeinen sprechen selbst und verraten Stolpern und Schlagen.

Werden die Ohren zurückgelegt, wenn man den Stall betritt, so ist dies ein Zeichen der Bösartigkeit. Werden die Ohren beim Antreiben fortwährend nach vorn gespitzt gehalten, so verrät dies Mißtrauen und Argwohn.

Haben die Augen einen milchigen Ueberzug, so ist dies ein Anzeichen des Hanges zur Mondblindheit oder auch zu einer schlimmeren Krankheit.

Zum Fahren wähle man ein langes, schlankes, gut gebautes Pferd von gutem Stamme.

Nur ein paar wirklich wesentliche Fingerzeige bei der Aufzucht junger Pferde:

Man gewöhne das Thier frühzeitig an den Wagen.

Ist man nicht im Besitz einer passenden Weide, so pachte man eine solche. Dies macht sich stets bezahlt, besonders, wenn man das Tier, nachdem es ausgewachsen ist, in den eigenen Gebrauch nehmen will.

Im Stall darf bei heranwachsenden Pferden kein übellauniger Wärter geduldet werden. Diejenige Person, welche eine Peitsche schwingend und mit derselben knallend den Stall betritt, und das Tier hart und grob anschreit, wird dasselbe sicherlich ruinieren. Dies macht dasselbe sofort trotzig und widerwillig.

Vor allen Dingen gebe man seinem Pferde keinen dunklen Stall, denn dieser ist die Hauptursache von Blindheit.

Wenn ein junges Tier vor einem scheut, wenn man das erste Mal in den Stall steigt, so verliere man die Geduld nicht. Man kann manche Unfälle beim Fahren und Reiten verhüten, wenn man sein Pferd häufig im Stalle besucht und ihm Aepfel, Zucker und andere Leckerbissen reicht. Vor allem unterlasse man es nicht, mit ihm zu sprechen und zu liebkosen. Wenn man glaubt, das sei Unsinn, so versuche man es ein paar Mal und spreche dann weiter.

Oft erschrickt das Pferd beim Reiten, und wird dann unbändig. In einem solchen Falle werde man nicht erregt. Man behalte kaltes Blut, spreche freundlich mit dem Tiere und gebrauche nicht etwa die Peitsche, oder versuche es, dicht an den Gegenstand, der ihm Furcht einflößt, heranzutreiben. Ein derartiges Verfahren kann einem das Leben kosten.

Fährt man ein Gespann, und die Pferde weigern sich, wenn sie an einen Berg kommen, denselben zu ersteigen, so schimpf und peitsche man sie nicht, vielmehr gestatte man ihnen, sich einen Augenblick auszuruhen. Dann lasse man die Zügel nach und sehe zu, ob auch das schwere Geschirr sie nicht reibt und scheuert. Man spreche freundlich mit ihnen.

Eine mitfühlende Person wird den Auffatzzügel verwerfen. Ein gesundes, wohlgepflegtes Pferd sieht eben so gut aus und wird sich ohne denselben viel wohler als mit demselben fühlen.

Drei sehr notwendige Dinge sind folgende: Erstens, erwärme man bei kaltem Wetter stets das Gebiß, ehe man es dem Pferde in das Maul giebt. Zweitens, schnalle man niemals die Backenriemen so kurz, daß sie dem Pferde ins Maul schneiden. Drittens, lasse man seine Pferde selbst nur unbeträchtliche zeitlang nicht beschlagen arbeiten.

Fütterung von Kleie.

Man darf wohl behaupten, daß von Seiten unserer Landwirte im allgemeinen der Kleie als Futtermittel die größte Beachtung geschenkt wird, die sie namentlich bei der Fütterung von Milchvieh in der That verdient.

Ueber zwei Fragen herrschen aber noch immer bei einzelnen Landwirten Zweifel, und es lohnt sich, diese Fragen näher zu erörtern. Die erste dieser Fragen geht dahin, ob es nicht richtiger sei, an Stelle der Kleie, das Getreide selbst zu verfüttern, die zweite, ob Roggen- oder Weizenkleie sich für die verschiedenen Zwecke der Viehhaltung mehr empfehle?

Was die erste Frage betrifft, so giebt hierüber die Bestimmung des Gehaltes an Nährstoffen die beste Auskunft. Gute Kleie enthält in wirklicher verdaulicher Beschaffenheit an Eiweiß ungefähr 11, an Fett 3, und an stickstoffreien Nährstoffen nahezu 45 Prozent. Dagegen finden sich an verdaulichen Nährstoffen z. B. im Roggen selbst an Eiweiß nur 10, an Fett $1\frac{1}{2}$, und an stickstoffreien Nährstoffen 70 bis 75 Prozent. Die wertvolleren Nährstoffe also, das Eiweiß sowohl wie das Fett, finden sich in der Kleie demnach in erheblich höherem Maße als im Getreide. Dazu kommt, daß die Kleie fast dreimal so viel Phosphorsäure, Kali und Kalk enthält als das Getreide selbst, und es ergiebt sich schon hieraus, daß sie als ein besseres Futtermittel namentlich auch für Milchvieh gelten muß, da ja gerade durch die Milch eine große Masse von Phosphorsäure dem Körper entzogen wird. Daß aber die Kleie nicht weniger für junge, tragende und säugende Tiere ein besseres Futter als das Korn selbst sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß diese des phosphorsauren Kalkes zur Ausbildung der Knochen in hervorragendem Maße benötigen.

Gegen die Kleie führt man zuweilen an, daß die Nährstoffe sich in ihr im allgemeinen in schwerer verdaulicher Form finden als in dem Getreide, von welchem sie gewonnen ist. Dieser Vorwurf ist aber besonders bei den Widerkäuern mit ihren starken Verdauungswerkzeugen ohne Bedeutung. Berücksichtigt man ferner, daß der Preis der Kleie stets ein erheblich niedrigerer ist als der desselben Gewichtteiles Getreide, daß andererseits aber in demselben Gewichtsteile Kleie erheblich mehr wirksame Nährstoffe enthalten sind als im Korn, so ergiebt sich von selbst, daß es durchaus richtig ist, lieber auf die Verfütterung von Korn zu verzichten, wenigstens einzuschränken, und an die Stelle von Körnern Kleie treten zu lassen.

Was nun die zweite Frage hinsichtlich des höheren Wertes der Roggen- oder Weizenkleie betrifft, so ist diese kaum zu beantworten. Nach der chemischen Untersuchung hat die Roggenkleie einen etwas höheren Nährwert als die Weizenkleie. Wenn nun aber trotzdem die letztere in unseren landwirtschaftlichen Kreisen bisher mehr Beachtung fand und noch findet, so kann der Grund hierfür entweder nur darin liegen, daß die Wirkungen der einzelnen Kleien auf den tierischen Körper nicht dieselben sind, oder aber, daß hier die Gewohnheit stark ins Gewicht fällt.

Jedenfalls scheinen alle Versuche den Beweis dafür geliefert zu haben, daß überall da, wo es sich um Erzielung von Milch und Butter handelt, die Weizenkleie vor der Roggenkleie Vorzüge besitzt, während andererseits die Verabreichung von Roggenkleie, besonders bei Arbeitspferden und bei allem anderen Vieh, sofern sie nur unverfälscht und in guter Qualität ist, irgend welche Nachteile nicht zeigt.

Hausarzt.

Mir ist etwas ins Auge geflogen.

Wohl jeder hat schon beim Eisenbahnfahren, bei windigem Wetter oder in staubiger Luft diesen unangenehmen Zufall erlebt. Auch wenn nur ein ganz kleines Stückchen von Kohlen, Holz, Haaren, Asche, Staub oder dergleichen von außen in das Auge fliegt, treten sofort Schmerzen, heftige Lichtscheu und Augenlidkrampf ein. Die erste und einzige Hilfe besteht natürlich darin, den Fremdkörper recht schnell zu entfernen, was aber, wenn irgend möglich, stets ein anderer thun soll und nicht der Betroffene selbst, weil dieser das Partikelchen nicht sehen kann und daher das ganze Auge unnötigerweise bearbeitet. Der Kranke setzt sich zunächst so, daß das Licht von der Seite, nicht blendend von vorn, einfällt; mit der Hand hält er das andere Auge fest geschlossen, weil er dann das verletzte viel leichter offen halten kann. Der Kopf ruhe womöglich fest auf der Stuhllehne. Zuerst zieht man das untere Lid tief abwärts, worauf der Verletzte nach oben und darauf schnell nach außen blicken soll. Dadurch übersieht man den ganzen unteren und inneren Augenteil. Man verfahre bei diesen und den folgenden Handgriffen zwar geschickt, aber nicht zaghaft; die Lider und äußeren Teile unseres Auges halten mehr aus, als man meist glaubt. Schon vorher hat man in die andere Hand ein reines leinenes Tuch genommen und streift nun mit einem Zipfel desselben den etwa vorhandenen Fremdkörper leicht ab. Hat man ihn aber im unteren Lide nicht erblickt, oder hat der Verletzte gleich angegeben, daß er den Schmerz im oberen Teil des Auges fühlt, so stülpe man das obere Lid um, wobei der Kranke nach unten und dann nach außen sehen soll, den Kopf muß er dabei stark nach hinten gebeugt auf die Stuhllehne legen, während bei der Operation am unteren Augenlide der Kopf, an der Stullehne anliegend, sich eher ein wenig nach abwärts biegen muß. Der erkannte Fremdkörper wird wie vorhin mit dem Tuchzipfel entfernt. Gelingt die Umstülpung des oberen Lides nicht, so ziehe man es über das untere herab und lasse dann schnell los; nicht selten streifen die Wimpern des unteren Lides denselben ab. Nach glücklicher Entfernung des Eindringlings schwinden meist auch sofort Stechen, Reizung, Schmerz; nur die Lichtscheu hält noch eine Weile an. Jedoch kann man bei Kindern, namentlich wenn das Auge entzündet ist, lieber zur völligen Erholung derselben und zum Schutze gegen Staub und Zugluft einen kalten Umschlag vorbinden. Dauern die heftigen Schmerzen längere Zeit fort, so geht der

Kranke am Besten bald zum Arzt, auch wenn man wirklich schon ein Körperchen herausgeholt hat; denn entweder liegt noch mehr im Auge, oder es sind tiefer liegende Teile verletzt. Es thut dann Eile not. Dasselbe gilt von allen schweren Verwundungen, z. B. mit Glas- oder Eisensplittern, sowie auch ätzende oder heiße Stoffe, wie Kalk, Säure, kochendes Wasser oder heißes Fett. Vernachlässigt man derartige Augenverletzungen, so können sehr schlimme Folgen, selbst Verlust des Augenlichtes eintreten.

Rechts- und Linkshändigkeit.

Man ist immer noch ziemlich allgemein der Ansicht, daß die bei vielen Menschen vorkommende größere Geschicklichkeit der linken Hand und deren bevorzugter Gebrauch auf eine aus den Kinderjahren stammende Angewohnheit zurückzuführen sei. Infolgedessen ist man in Schule und Haus wohl oft genug bestrebt, einem Kinde, das diese Neigung hat, die Unart abzugewöhnen, und wundert sich über die dabei sich bietenden Schwierigkeiten. In einer Schrift über „Rechts- und Linkshändigkeit" giebt Dr. Lueddeckens über das Zustandekommen dieser Erscheinung lehrreiche Aufschlüsse. Man war sich bisher wohl bewußt, daß die stärkere Nerventhätigkeit der rechten Körperhälfte — denn es handelt sich keineswegs um die Hand allein — auf ein Ueberwiegen der linken Hirnhälfte zurückzuführen sei, deren feinere Ausbildung, besonders auch als Sitz des Sprachzentrums, längst bekannt war. In der erwähnten Schrift wird die Frage nach der Ursache der ungleichen Funktion beider Hirn-Hemisphären gelöst.

Bei der unsymmetrischen Anordnung des Herzens und der großen Blutgefäße können die beiden Kopfhälften bei der Verteilung der Blutmenge und damit des Blutdruckes nicht gleichgestellt sein, es wird vielmehr unter normalen Verhältnissen in den Arterien der linken Kopfhälfte ein stärkerer Druck herrschen. Dieser Auffassung entsprechen bekannte Erfahrungen der Anatomen und Pathologen und eine Reihe interessanter Beobachtungen. Besonders bemerkenswert sind die über die Wirkung des höheren Blutdruckes auf das linke Auge. Dr. Lueddeckens fand bei diesem im Vergleich mit dem rechten in überraschend vielen Fällen eine engere Pupille infolge stärkerer Füllung der Regenbogenhautgefäße und bei genauer Untersuchung einen kürzeren Bau des Augapfels. Damit ist der bisher unbekannte Grund für die Beobachtung gefunden, daß bei sehr vielen Menschen das linke Auge das „bessere" ist.

So erklärt sich also die feinere Ausbildung der linken Hirnhälfte ganz einfach aus ihrer besseren Blutversorgung, und die Frage, warum gerade sie der Sitz des Sprachzentrums ist, warum die meisten Menschen „Rechtshänder" sind, ist in der natürlichsten Weise gelöst.

Ganz verblüffend ist es, wie nun die Untersuchung Linkshändiger ein getreues Spiegelbild der ebengeschilderten Verhältnisse ergeben. Hier fand sich in vielen Fällen rechts lebhaftere Gesichtsröte: das rechte Auge war kürzer gebaut, seine Pupille enger — kurz alles weist auf die bessere Blutversorgung der rechten Hirnhälfte hin, die infolgedessen der linken Körperhälfte das Uebergewicht über die rechte verleiht, was man als Linkshändigkeit zu bezeichnen pflegt.

Damit im Zusammenhang steht auch die Gewohnheit der meisten Linkshänder, im Widerspruch mit andern physiologischen Gesetzen auf der linken Seite zu schlafen, in dem unbewußten Bestreben, ihre während des Tages blutreiche rechte Gehirnhälfte zu entlasten. Für die Rechtshänder ist aus demselben Grunde die Rechtslage die normale.

Die Schätze der Nordsee.

Als vor zwei Jahrhunderten ein schottischer Schriftsteller in einem Buche „Britanniens Meeresschätze" zeigte, einen wie großen Anteil die schottische Fischerflotte in der Volkswirtschaft hatte, konnte er gewiß nicht ahnen, welche Zahlen die heutige Zeit aufzuweisen hat. Allein zwischen 300 und 350 Millionen Kilogramm Heringe wurden, wie ein Londoner Blatt schreibt, im Jahre 1900 in englischen Häfen gelandet, und jedes Jahr wächst die Zahl, abgesehen von gelegentlichen Rückschritten, wenn ungünstige Witterungsverhältnisse vorliegen. Ferner wurden 50 Millionen Kilogramm Kabeljtu im Jahre 1900 ans Land gebracht. Vor 50 Jahren warf ein Fischer in Scarborogh ein Paar Seezungen ins Meer und erklärete mit kummervoller Miene, es wären die letzten der Nordsee; indessen hat sich diese Behauptung keineswegs gerechtfertigt. Auch die Behauptung der Fischer, daß das Dampfschleppnetz die Fischerbrut zerstöre, die auf dem Grunde liege, ist durch Professor Huxley widerlegt worden, der nachwies, daß die Brut sich meist an der Meeresoberfläche befinde. Er zeigte ferner, daß die Schwärme von Kabeljau in höheren Breitengraden so ungeheuer groß sind, daß, wenn die Stricke herabgelassen werden, die Fischer bemerkten, wie das daran befestigte Gewicht beständig gegen die Fische stieß. Eine Geviertmeile von Kabeljau muß mindestens 120,000,000 Fische enthalten; es gilt aber für einen außergewöhnlich guten Ertrag, wenn die Fischer der Lofoten 30,000,000 Fische fangen, und mehr als 70,000,000 werden nicht einmal von allen norwegischen Fischern zusammen gefangen. So müßte also ein einziger Schwarm, der sich der Küste nähert, genügen, um den ganzen Ertrag einer Fischfangzeit zu decken, wobei dann 40,000,000 bis 50,000,000 übrig bleiben, um den Verlust zu ersetzen. Die Hauptnahrung des ausgewachsenen Kabeljau scheint der Hering zu sein, und selbst wenn man nur einen Hering für den Tag annimmt, so verzehrt der Kabeljau in einem Schwarm von einer Geviertmeile 840,000,000 Heringe in der Woche. Alle norwegischen Fischer zusammen fangen nur die Hälfte dieser Zahl von Heringen. Prof. Huxley meinte, daß selbst die Thätigkeit aller Kabeljau- und Heringsfischereien zusammen nur 5 v. H. der Gesamtmenge von Fischen zerstört und kaum in Betracht kommt gegenüber der Vertilgung, die von Seetieren ausgeht.

Der englische Fischereibeamte Spencer Walpole stellte einmal über die Fruchtbarkeit der Natur eine Erwägung an. Er schätzte die Zahl der jährlich gefangenen Heringe auf 3,000,000,000, ebenso hoch die Zahl der durch Raubvögel und Fische vernichteten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Zahl der gefangenen Heringe mehr als 1:1000 beträgt; man nehme aber an, das Verhältnis sei sogar 1:2. Um den vorhandenen Bestand der Fische aufrecht zu erhalten, müßten die übrigbleibenden 6,000,000,000 Heringe im Laufe des Jahres wieder 6,000,000,000 hervorbringen; also wenn die Hälfte davon Weibchen sind, so muß jedes zwei Heringe hinterlassen. Dagegen bringt aber jedes nicht zwei, sondern 20,000 bis 50,000 Eier hervor; so blieben also 19,998 Eier im schlimmsten Fall, die umkommen könnten; von diesen würden durch die Thätigkeit des Menschen etwa acht verloren gehen, — so bleibt noch eine so ungeheure Vermehrung, daß die Natur noch für das Verschwinden eines Teiles der Fische sorgen muß, damit die Nordsee nicht in wenigen Jahren eine geschlossene Fischmasse wird. Danach hätte es also keine Gefahr mit dem Aussterben der Fische. Wenn nun thatsächlich verschiedene Fischgründe in neuerer Zeit durch die Ueberfischung so fischarm geworden sind, so ließe sich das dadurch erklären, daß die Fische durch die fortwährende Beunruhigung von dort verscheucht werden und anderswohin gezogen sind, dort also neue, vielleicht noch unbekannte Fischgründe gebildet haben. Uebrigens sind einzelne im Laufe der Zeit auch völlig fischarm worden.

Die drahtlose Telegraphie wird von Laien vielfach für berufen gehalten, die Kabeltelegraphie zu verdrängen. Daß dies keineswegs der Fall sein wird, zeigt H. Pitzner (Oberpostinspektor im Reichspostamt) in einem Aufsatz der Wochenschrift Umschau. Nach seiner Ansicht ist die drahtlose Telegraphie berufen, für die Sicherung der Schiffahrt wertvolle Dienste zu leisten durch telegraphische Verbindung der Schiffe mit dem Land und untereinander sowie durch Verbindung von Leuchttürmen mit dem Land. Für den lebhafteren Verkehr ist sie aber unbrauchbar, weil es nicht gelingt, die Telegramme geheim zu halten, trotz einer Unzahl von Erfindungen, die in dieser Richtung gemacht worden sind. Weitere Uebelstände bestehen darin, daß die drahtlose Telegraphie nur langsam zu telegraphieren gestattet und daß sie leicht Störungen durch atmosphärische Entladungen ausgesetzt ist; selbst das Tageslicht hat einen ungünstigen Einfluß. Noch beschränkter ist ihre Verwendung auf dem Lande, da Hindernisse, wie Berge, Wälder, Gebäude, die Verständigung erschweren. Trotzdem hat man in gewissen Fällen, besonders für militärische Zwecke, bemerkenswerte Erfolge erzielt. Auch dürfte sie zur Verbindung von Observatorien auf unzugänglichen Bergen mit Vorteil verwandt werden. Leider werden der freien Entwickelung der drahtlosen Telegraphie Schwierigkeiten durch die Marconie-Gesellschaft bereitet, die sich ein Weltmonopol zu schaffen versucht, das hoffentlich durch zukünftige internationale Konferenzen gebrochen wird.

Nebel.

Es ist heute sehr neblig hier in den Bergen. Ich würde gern den Nebel fortbringen, aber keine Macht der Welt kann das. Es giebt nur eine Hilfe. Ich muß höher die Berge hinaufsteigen, da komme ich in reinere Luft. —

So ist es das einzige richtige Mittel, wenn die Versuchungen und Sorgen uns wie Nebel den Weg verhüllen, daß wir höher hinaufsteigen. — „Näher, mein Gott, zu dir!"

Einen fesselnden Einblick in nordische Pflanzenverhältnisse, insbesondere auf dem Ellesmereland, gewährte ein Vortrag, den einer der Teilnehmer der Sverdrup'schen Fahrt der Geolog und Chemiker Per Schei, in der Geographischen Gesellschaft zu Christiania hielt, die jetzt den Professor Fridtjof Nansen zum Vorsitzenden hat. Es zeigt sich, nach einem Berichte der „Voss. Ztg.", daß auch Ellesmereland nicht so unwirtlich ist, wie nach Schilderungen früherer Reisender anzunehmen war.

Zeitereignisse.

Die Arbeiterwirren in Cripple Creek.

Die Arbeiterwirren im Cripple Creek-Distrikt von Colorado dauern noch immer fort und sind in eine so bedenkliche Phase getreten, daß sich Gouverneur Peabody veranlaßt fand, das Kriegsrecht über das betreffende County zu verhängen. Alle Bewohner sind zum Ausliefern der in ihrem Besitz befindlichen Waffen aufgefordert worden, die Zeitungen werden einer Censur unterworfen, und alles steht unter militärischer Kontrolle. Eine Konferenz, welche John Mitchell, Präsident der „United Mine Workers," als Vertreter der streikenden Grubenarbeiter mit dem Gouverneur hatte, hat den Streit seiner Lösung nicht näher gebracht, und Präsident Roosevelt hat ein von den Arbeiterführern an ihn gerichtetes Gesuch, eine Untersuchung über den Streik einzuleiten, wiederholt mit der Begründung abgelehnt, daß sich die Bundesregierung nicht in die inneren Affairen des Staates Colorado einmischen könne. Warum in Colorado nicht geschehen kann, was in Pennsylvanien geschah, ist nicht ganz klar. Wie die Sachen gegenwärtig stehen, ist das Ende des Streiks noch nicht abzusehen. Kam es doch in den letzten Tagen in der Nähe der bei Segundo gelegene Cokeöfen der Colorado Fuel & Iron Co., wieder zu einem Kampf zwischen streikenden Bergleuten und Grubenwächtern. Vier Bergleute, sämtlich Italiener, wurden von Kugeln getroffen; einer ist tot, einer liegt im Sterben, ein dritter, der in den Unterleib getroffen wurde, wird wahrscheinlich auch sterben, und der vierte, der am Handgelenk verwundet wurde, ist im Gefängnisse. Es waren im Ganzen sieben Bergleute, doch drei von ihnen bewerkstelligten ihre Flucht. Die Streiker behaupten, daß bloß die Wächter schossen, während diese sagen, die Bergleute hätten zuerst geschossen. Keiner von den Wächtern wurde verwundet.

Verbesserung der Eisenbahngesetze.

Um die Gesetzlosigkeit der Eisenbahnwesen zu steuern, wurde vor mehr als Jahresfrist die zwischenstaatliche Handelskommission geschaffen. Wie dringend notwendig dieses war, geht aus der Willkühr hervor, mit welcher die Bahnen damals schalteten. Dadurch, daß sie z. B. für Frachtbeförderung auf eine lange Distanz die Raten niedriger ansetzten, als die Frachten auf kurze Distanz, ereignete es sich, daß Städte, die dem Endpunkt einer Bahn bedeutend näher lagen, die Fracht viel teurer bezahlen mußten, als Städte, die sich in einer großen Entfernung befanden, was nicht wenige Städte und Industrien schwer geschädigt hat. Selbstverständlich lag dem die Absicht zu Grunde, Fracht auf möglichst lange Strecken zu erlangen. Ferner veranlaßte das Streben nach viel Fracht, wie wir früher schon nachzuweisen gesucht haben, daß große Versender billigere Raten erlangten als kleinere Versender. Und gerade das hat mehr als alles andere dazu beigetragen, die Trusts zu entwickeln. Kleinere Fabrikorte und Händler konnten nicht bestehen, wenn ihre ohnehin stärkeren Konkurrenten in Frachtraten bevorzugt wurden. Das zwischenstaatliche Handelsgesetz sollte nun dem ein Ende machen. Es verbot die Gewährung von Rabatten an große Versender, und es ermächtigte die Handelskommission, die ungesetzlich fixierten Frachtraten der Absicht des Gesetzes gemäß zu regulieren. Aber auch in diesem Falle bewährte sich der Ausspruch des Engländers, welcher sagte, es gebe kein Gesetz, durch welches man nicht mit einer sechsspännigen Kutsche hindurchfahren könne. Auch fehlte es in diesem Lande nicht an Advokaten, welche den Trusts und den Eisenbahnen zeigten, wie man Gesetze umgehen könne. Die Vorschrift betreffs der kurzen und langen Strecke wurde umgangen, indem man die Waren klassificierte. Diejenige Sorte Waren, welche den geographischen und natürlichen Verhältnissen zufolge eine Beförderung auf langen Strecken erheischte, wurde zu niedriger Rate befördert und dafür eine um so höhere Fracht auf Waren gelegt, die eine kurze Strecke zu durchlaufen hatten. In letzterer Zeit hatte die durch den großen Frachtverkehr hervorgerufene Stauung einen Vorwand geliefert, das zwischenstaatliche Gesetz sogar für Waren von derselben Klasse auf den Kopf zu stellen. Die Bahnen lassen das Getreide, das auf kurze Strecken bestimmt ist, auf Nebengeleisen stehen und befördern nur das Getreide, das auf lange Strecken konsigniert ist. Ihre Entschuldigung ist, daß es an Transportfacilitäten mangelt. Hoffentlich gelingt es den weisen Männern, welche die Gesetze unseres Landes machen, dieser gesetzlosen Willkür einmal ein Ende zu machen.

Die Inquisition im Einwanderungsdepartement.

Die vom Präsidenten ernannte Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse in der New Yorker Landungsstation für Einwanderer findet auf Ellis Island gar manches, das ihr als tadelnswert erscheint. Die Kommission spricht sich unverholen gegen das jetzt herrschende Inquisitionssystem aus, unter dem Einwanderer verhört werden, ohne daß ihnen gestattet ist, Verwandte oder Bekannte zu Rate zu ziehen. Auch Vertreter der Dampfergesellschaften sollten nach Ansicht der Kommission bei derartigen Verhören zugegen sein, da diese Gesellschaften den Schaden zu tragen haben, falls der Einwanderer deportiert wird. Ein allgemein gültiger Rechtsgrundsatz lautet, daß niemand ohne ein reguläres Gerichtsverfahren an seinem Eigentum verkürzt werden soll. Bei Deportationen von Einwanderern müssen jedoch die Dampfergesellschaften die Kosten tragen, ohne daß sie Gelegenheit hätten, den Verhandlungen beizuwohnen.

Bezüglich sogenannter Kontraktarbeiter schlägt die Kommission eine ganz neue Methode vor. Sie empfiehlt, daß angebliche Kontraktarbeiter so lange hier behalten werden, bis der Kontraktor vorgeladen und prozessiert werden kann. Wird der Kontraktor nicht verurteilt, so soll der Einwanderer landen, wird aber der Kontraktor schuldig gesprochen, so soll er sowohl die Kosten der Detinirum als der Deportierung tragen. Ferner empfiehlt die Kommission, daß das Kontraktarbeiterverbot nicht auf Einwanderer angewendet werden soll, denen hiesige Verwandte Arbeitsversprechungen gemacht haben. Die meisten „Kontraktarbeiter," welche zur Zeit deportiert werden, fallen in die letztere Kategorie.

Die Kommission ist ferner dafür, daß das Geldwechslergeschäft direkt von der Regierung übernommen wird, anstatt an Kontraktoren verpachtet zu werden. Diese Angelegenheit interessiert ausschließlich die Italiener. Die Kommissäre sind auch der Ansicht, daß es Einwanderern, die an ansteckenden Krankheiten leiden, wenn sie sich dieselben unterwegs zugezogen haben, gestattet sein sollte, sich hier auf eigene Kosten kurieren zu lassen. Auch soll ein Appell an andre ärztliche Autoritäten gestattet sein, falls ein Zweifel obwaltet, ob die Krankheit wirklich ansteckend ist.

Ein Zusammentreffen widersprechlicher Naturereignisse im Winter hat der Dampfer „Teutonic" von der White Star Linie hinter sich. Mittags auf hoher See während eines Schneesturmes fuhr ein Blitzschlag auf das Schiff nieder und traf den Vordermast, eine Menge Takelwerk auf das Deck niederschmetternd. Der Kapitän McKinstry erzählte nach der Ankunft des Dampfers in New York: „Ich befand mich mit dem dritten Offizier auf der Brücke als der Blitz einschlug. Der grelle Schein blendete uns fast. In den ersten Minuten wußten wir kaum, was geschehen war, und ich glaubte zuerst, es habe eine Explosion an Bord gegeben, doch bald sah ich, daß es der Vordermast war, der von einem Blitzschlag getroffen worden." Der aus Holz bestehende obere Teil des Mastes wurde vollständig von dem Blitz gespalten, und das Takelwerk fiel prasselnd auf Deck. Mehrere andere Blitze schienen in der Nähe des Schiffes einzuschlagen, und das seltsame Schauspiel, ein Schneesturm auf hoher See, in Begleitung eines Gewitters, veranlaßte eine Anzahl Passagiere, dem Sturm zum Trotz auf Deck sich aufzuhalten und das Naturschauspiel zu genießen. Die Ueberfahrt des Dampfers war von heftigen Stürmen begleitet. Fast fortwährend wurde er von Wogen überschwemmt, und die Fahrgeschwindigkeit hatte öfters durch die starkbewegte See, welche gegen das Schiff anschlug, zu leiden.

Der Zustand des russischen Finanzministers Preske verschlimmert sich zusehends. Der Patient leidet furchtbar. Er will sich nach Berlin bringen lassen, um Professor v. Bergmann zu konsultieren. Seine Stellung als Finanzminister beabsichtigt er nicht wieder anzutreten. Er hat den Zaren von seiner Lage benachrichtigt und als Nachfolger das Mitglied des Reichsrats Kokekö vorgeschlagen. Man hält in St. Petersburg hier nach wie vor den Staatssekretär Ruchlow, den Gehilfen des Großfürsten Alexander Michailowitsch, des Chefs der Handels- und Hafenschiffahrt, für den ernstesten Finanzminister-Kandidaten.

Nach der Meldung der „Times" wird die neue Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent die Entfernung von dem Innern Rußlands nach Afghanistan und dem Pamir verkürzen. Auch die Entfernung von dem Innern Rußlands nach dem südwestlichen China wird durch diese Bahn um 2000 Meilen verkürzt werden.

Der Tod der Gattin des Senators Hoar erfolgte in Washington nach nur einstündigem Unwohlsein an einem Herzübel, in Gegenwart des Senators und des Arztes. Sie war 60 Jahre alt, also siebzehn Jahre jünger als ihr Mann, und stammte aus einer alten Familie Neu-Englands, wo sie jetzt begraben liegt.

Canada.

Monreal, 27. Dez.—Der Prediger der hiesigen angesehensten Presbyterianerkirche tadelte am Weihnachtstage in seiner Predigt die Mitglieder des Chors, weil sie während des Gottesdienstes „Candy" aßen. Infolgedessen erschien gestern eine Deputation beim Prediger und verlangte Zurücknahme des Verweises. Da er sich weigerte, dem Ansinnen Folge zu leisten, streikte heute der ganze Chor.

Bahnunglück.

Kansas City, Mo., 21. Dez. —Der unter dem Namen „Meteor" bekannte Schnellzug der San Louis & San Francisco-Eisenbahn, welcher gestern nachmittag von Fort Worth nach Kansas City abfuhr, lief infolge einer falsch gestellten Weiche 15 Meilen südlich von Fort Scott vom Geleise. Neun Personen wurden getötet und über 20 verletzt. Die Toten und Verwundeten wurden nach Fort Scott gebracht. Als der Zug Godfrei verließ, fuhr er mit großer Schnelligkeit, um verlorene Zeit wieder einzuholen. Ein Frachtzug welcher vorausgefahren war, hatte die Weiche offen gelassen. Alle Wagen, mit Ausnahme des Schlafwagens, stürzten vom Bahndamm. Von den Getöteten befanden sich fünf im Rauchwagen. Ein Zeitungsverkäufer wurde so schwer verletzt, daß er auf dem Wege nach Fort Scott starb.

Der Zugführer B. A. Dewes von Fort Scott, Condukteur Roy von Topeka und Heizer Bishard von Fort Scott wurden auf der Stelle getötet, während der Expreßbote John Bell von Kansas City schwere Verletzungen erlitt. Die übrige Bedienungsmannschaft, sowie die Passagiere, welche sich nicht im Schlafwagen befanden, trugen mehr oder minder ernste Verletzungen davon.

Eisenbahnunglück.

Connellsville, Pa., 23. Dezember. — Ein furchtbares Unglück stieß heute abend acht Meilen westlich von hier einem Passagierzug der Baltimore & Ohio-Bahn zu. Es sind mindestens 40 Personen getötet und 20—30 verletzt worden.

Der verunglückte Zug war der nach dem Osten fahrende No. 12, bestehend aus Lokomotive, Gepäck- und Rauchwagen, zwei Passagierwagen, einem Schlaf- und einem Speisewagen.

Der amtliche Bericht des Superintendenten Loree lautet:

„No. 12 entgleiste dadurch, daß er in einige Weichenhölzer hineinrannte. Die Maschine und sämtliche Wagen wurden schwer beschädigt. Die Lokomotive liegt quer über den Schienen. Ich glaube, daß 35 Personen getötet sind. Alle Getöteten befanden sich im Rauchwagen. Der aus der Maschine entweichende Dampf drang in den ersten Wagen und verbrühte die Leute. Von den übrigen Passagieren wurden sehr wenige verletzt. Die Verletzten sind unter den Trümmern hervorgezogen worden und liegen neben dem Geleise. Der Lokomotivführer und der Heizer sind nicht zu finden."

Weitere Einzelheiten liegen nicht vor, aber es scheint, daß von einem vorbeipassierenden Frachtzuge einige Stücke Holz herunter auf das Geleise fielen, auf welchem der Passagierzug gerade herangebraust kam, was dann die Entgleisung des letzteren zur Folge hatte.

Stürmische Fahrt.

New York, 25. Dezember. — An Bord der „Cedric" langten hier mehrere Passagiere des transatlantischen Transportdampfers „Menominee" an, welcher am 7. Dezember durch einen Orkan so stark beschädigt wurde, daß er, Wind und Wetter preisgegeben, fünf Tage lang hilflos auf den Wogen umhertrieb. Sie erzählten von den Schrecken der Fahrt folgendes:

„Die „Menominee" war am 3. Dezember von London ausgelaufen. Vier Tage später dampfte das Schiff in einen rasenden Sturm hinein und wurde von einer Woge erfaßt, die, wie die Schiffsoffiziere versichern, mindestens 60 Fuß hoch war. Dieselbe zertrümmerte die dicken, linsenartigen Lichtfenster der Kabinen und der Gesellschaftsräume, und die Reisenden, die sich schon zur Ruhe begeben hatten, wurden von ihren Lagern geschleudert und eilten in wilder Hast auf das Verdeck, wo sie von den Offizieren nur mit Mühe beruhigt werden konnten. Als sich der Dampfer, der vom Sturme eine zeitlang auf die Steuerbordseite niedergedrückt worden war, wieder emporrichtete, stellte es sich heraus, daß das Steuerruder gebrochen war. Ein Matrose war von der Sturzwelle gegen das Geländer geschleudert und dabei so schwer verletzt worden, daß er fast unmittelbar darauf verschied. Drei weitere Schiffsbedienstete verunglückten bei Reparaturarbeiten, die sie ausführen wollten. Um die Ordnung aufrecht zu erhalten, blieb schließlich nichts weiter übrig, als die Passagiere in die Kajüten einzuschließen. Während der fünf Tage, die das Fahrzeug umherirrte, hat der Kapitän Lucas die Kommandobrücke keinen Augenblick verlassen. Endlich konnte ein Not-Steuerruder angebracht werden, und der Dampfer fuhr langsam nach Falmouth zurück, von wo die Reisenden nach Liverpool gesandt wurden, um dort die „Cedric" zu besteigen."

New York, 23. Dez. — Der Hamburger Dampfer „Blücher" ist nach einer sehr stürmischen Fahrt hier angekommen. Während eines dichten Nebels stieß er in der Nordsee mit einem anderen Dampfer zusammen und trug Beschädigungen davon, die in Cherburg repariert werden mußten. Später hatte der „Blücher" einen Kampf mit einem Nordweststurm zu bestehen, der unter den Passagieren einen solchen Schreck verbreitete, daß die Schiffsoffiziere sich Mühe gaben, um eine Panik zu verhindern.

General Reyes.

Washington, D. C., 23. Dez. —„Krieg gegen Panama bedeutet Krieg gegen die Vereinigten Staaten" — das ist der Sinn, der von General Reyes nach Bogota an seine Regierung gekabelten Depeschen. Den Ernst der Lage vollkommen würdigend, ist er bemüht, sie zum Verständnis des colombischen Volkes zu bringen. Er ist überzeugt, daß die Ver. Staaten das Landen einer colombischen Armee auf panamanischem Gebiet nicht gestatten werden. Er ist immer noch mit der Abfassung der für den Sekretär Hay bestimmten Denkschrift beschäftigt, aber die neuerdings aus Bogota eingehenden Nachrichten bestimmen ihn, sich mit der Arbeit zu beeilen, damit er möglichst schnell nach Colombia zurückkehren und den Oberbefehl über die Armee übernehmen kann. Von colombischer Seite wird hervorgehoben, daß wenn der General nicht bald nach Bogota zurückkehrt, die dortige Kriegspartei die Oberhand gewinnen und seinen bis dahin vorherrschend gewesenen Einfluß ernstlich schwächen wird.

Ueber einen verwegenen Raub wird aus Schitomir in Volhynien berichtet: Die ganze Stadt steht unter dem Eindrucke eines ungewöhnlichen verwegenen Ueberfalles. Sonntagnacht haben sich mehrere vermummte Strolche in die nächst der Kiewer Straße befindliche Wohnung des reichen Kaufmanns Moritz Sachs eingeschlichen. Sie stürzten sich auf den bereits im Schlafe liegenden Kaufmann, dessen Frau, Tochter und Dienstmagd und fesselten und knebelten alle vier Personen. Hierauf plünderten sie die feuerfeste Kasse. Es wurden 150,000 Rubel in Banknoten, 127,000 Rubel in Wertpapieren und überdies viele goldene Münzen und wertvolle Kleinodien, alles zusammen im Werte von einer Viertel Million Rubel, geraubt. Ein in demselben Hause wohnender Diener namens Schajgorodskij wurde unter dem Verdacht der Teilnahme an dem Raube verhaftet. Für die Ausforschung der Verbrecher wurde eine Belohnung von 15,000 Rubeln bestimmt.

Colon, 25. Dez. — In Colon herrscht beträchtliche Freude darüber, daß die britische Regierung die Republik Panama in aller Form anerkannt hat. Die diesbezügliche Nachricht wurde durch den englischen Konsul der Junta überbracht, und sie verbreitete sich mit Blitzeseile durch die Stadt. In Colon wohnen viele britische Unterthanen, die in den Jubel der Uebrigen begeistert einstimmten. Senor Porfirio Melendez, Gouverneur von Colon, wurde unterBorantritt einer Musikkapelle von einer großen Volksmenge vor das englische Konsulat geleitet, woselbst die Leute die britische Nationalhyme sangen und wiederholt in Hurrahrufe ausbrachen. Später wurde dem Vertreter Englands ein Fackelzug gebracht.

Rom. — Wm. Jennings Bryan und dessen Sohn wurden am 13. Dezember vom Papst Pius in Privataudienz empfangen. Mr. Bryan wurde von Monsignor Kennedy, dem Rektor des amerikanischen College, bei Sr. Heiligkeit eingeführt. Der Papst unterhielt sich geraume Zeit mit Mr. Bryan und zollte dabei den Katholiken in den Ver. Staaten hohes Lob. Ehe Mr. Bryan sich nach dem Vatikan begab hatte er zuvor mehrere der besonders interessanten Sehenswürdigkeiten besichtigt, so z. B. das Kolosseum, (das noch teilweise erhaltene, seinerzeit vom römischen Kaiser Vespasian erbaute gewaltige Amphitheater, welches für 85,000 Menschen Platz hatte) und das römische Forum. Später war Mr. Bryan beim amerikanischen Botschafter, Herrn v. Lengerke-Meyer, zu Gaste und nahm mit demselben das Mittagsmahl ein.

Zum Vorbeter oder Kaplan im Bundessenat hat jetzt dessen Mehrheit einen berühmten Mann gewählt — Edward Everett Hale, den im 82. Lebensjahre stehenden Unitarierprediger und Schriftsteller von Boston. Bisher hatte der Senat einen rechtgläubigen Kaplan, jetzt will er es mit einem Häretiker versuchen. Hale leugnet die Gottheit Christi, die Versöhnung durch ihn, die Dreieinigkeit u. s. w., das macht aber den Senatoren nichts aus, viele treten oft erst ein, nachdem gebetet ist. Sie wünschen keinesfalls, daß der Kaplan so lange Gebete spricht als sie Reden halten.

Neue Forschungen über die Seekrankheit.

Der Symptomenkomplex, den wir unter dem Namen Seekrankheit zusammenfassen, kommt unter Bedingung zustande, worüber die ärztliche Wissenschaft trotz aller bisherigen Untersuchungen sich nicht klar war. Zwar hat man schon vor längerer Zeit durch Tierversuche nachgewiesen, daß das fortgesetzte Schaukeln, dem man auf der Seereise ausgesetzt ist, zu einer ungleichen Blutfüllung des Gehirns führt, der nähere Zusammenhang der einzelnen Symptome war indessen noch unbekannt. Jetzt hat der Pharmakologe C. Binz eigene Forschungen über die Wirkung eines unter dem Namen Yanatas in den Handel gebrachten Geheimmittels angestellt und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt. Die Seekrankheit ist zurückzuführen auf eine durch die schwankenden Bewegungen des Schiffes verursachte Verengerung der Gehirnarterien, die zu einer ziemlich erheblichen Blutarmut der nervösen Zentralorgane und so — ähnlich wie wir dies bei Gehirnerschütterungen u. s. w. beobachten — zu Uebelkeiten und Erbrechen Anlaß giebt. Tritt durch das letztere die Bauchpresse in Thätigkeit, so wird dadurch wieder eine größere Menge Blut nach dem Gehirn getrieben und das Uebelbefinden für kurze Zeit unterbrochen. Während man also früher annahm, daß der Magen in einen gewissen Zustand der Erschlaffung gerate und erst dadurch der Brechreiz hervorgerufen werde, wird nach Binz der Brechakt vom Gehirn angeregt, wobei der Füllungsgrad des Magens gar keine Rolle spielt. Aus dieser Lehre ergiebt sich von selbst, wie der Ausbruch der Seekrankheit am sichersten verhütet werden kann. Vor allen Dingen soll der Reisende durch Einnehmen der horizontalen Lage für genügenden Blutzufluß zum Gehirn sorgen; eine kräftige Mahlzeit einige Stunden vor dem Besteigen des Schiffes ist weiterhin geeignet, den allgemeinen Kräftezustand und damit die Widerstandsfähigkeit zu heben. Auch die medikamentöse Behandlung ist nicht unwirksam. Binz fand, daß das Geheimmittel Yanatas, dessen Name aus den Anfangsbuchstaben des Satzes „you are now able to avoid seasickneß" gebildet ist, aus weiter nichts als einer rotgefärbten einprozentigen Lösung von Chloralhydrat besteht, einem altbekannten Arzneistoffe also, der eine Erweiterung der Gehirngefäße hervorzurufen imstande ist. Um der Seekrankheit vorzubeugen, empfiehlt auch Binz drei oder vier Dosen Chloralhydrat a 0,3 gr. innerhalb einiger Stunden einzunehmen. Demselben Zwecke dienen mehrmalige Einatmungen einiger Tropfen Amylnitrit, das schon seit langer Zeit bei mancherlei Zuständen im Gebrauch ist, in denen eine gefäßerweiternde Wirkung erzielt werden soll, während das von anderer Seite gerühmte Bromkalium und Antipyrin weniger zuverlässig sind.

Sterbefälle.

Todesnachricht des Bischof Jonathan P. Smucker.

Jonathan P. Smucker wurde am 8. Mai 1834 in Wayne Co., Ohio geboren. Im Jahre 1873 wurde er ins Predigtamt und im Jahre 1875 zum Bischof gewählt. Seine erste Gattin, Salome, geb. Becht, starb im Dez. 1893. Er verheiratete sich später mit Mary E. Kauffman, von Goshen, Ind. Seine Krankheit war Wassersucht, an welcher er etliche Jahre zu leiden hatte. Am 23. Nov. 1903 entschlief er sanft im Herrn; erreichte ein Alter von 69 J., 6 M., 15 T. Er hinterläßt seine Gattin, fünf Söhne, drei Töchter und 27 Enkel seinen Tod zu betrauern.

Esch. — Br. Moses Esch starb am 16. Dez. 1903 in Clinton Twp., Elkhart Co., Ind. Er brachte sein Alter auf 34 Jahre. Leichenfeier am Forks V. H.

Burkhart. — Schw. Lydia, Gattin von John Burkhart, starb in New Holland am 10. Dez 1903 im Alter von 69 J., 8 M., 25 T. Sie hinterläßt ihren Gatten, zwei Söhne, fünf Töchter und viele Freunde ihren Tod zu beweinen.

Kaufman. — Br. Franklin P. Kaufman starb im Alter von 68 J., 22 T., nahe Dalton, Ohio, am 9. Dez 1903. Leichenfeier am Pleasant View V. H., geleitet von J. J. Buchwalter. Text: Spr. 14, 32.

Roth. — Am 26. Nov. 1903, nahe Tavistock, Ont., Jakob Roth, im Alter von 69 Jahren. Er hinterläßt seine Gattin, einen Sohn und vier Töchter seinen Tod zu beweinen.

Steinman. — Am 28. Nov. 1903, nahe New Hamburg, Waterloo Co., Ont., Christian Steinman, im Alter von 52 J., 17 T. Begräbnis am 1. Dez. Friede seiner Asche.

Mininger. — Am 8. Dez. 1903, starb Schw. Elisa D. Mininger im Alter von 49 J., 10 M., 18 T. Leichenfeier am Souderton V. H. Text: Offb. 7, 15—17.

Wenger. — Am 7. Dez. 1903, im Olive Twp., Elkhart Co., Ind., Schwester Susanna Wenger, im Alter von 71 J., 10 M., 6 T. Sie wurde am Olive Begräbnisplatze zur Ruhe bestattet. Text: 1. Kor. 15, 54. 55.

Lichty. — Schwester Ester Wenger, Frau des Benjamin Lichty, starb am 7. Dezember 1903 in Woolwich Twp., Waterloo Co., Ont., im Alter von 57 J., 2 M. Sie wurde im Conestoga Begräbnisplatz zur Ruhe bestattet.

Rank. — Am 1. Dez. 1903 starb Schw. Barbara Ann, Ehefrau des Amos L. Rank. Leichenfeier am Straßburg V. H., geleitet von Bischof Isaak Eby, Abraham Brubaker und Frank Herr.

Witmer. — Am 28. Nov. 1903, in Akron, Lancaster Co., Pa., Anna, Gattin des Levi Witmer, im Alter von 70 J., 6 M., 25 T. Sie wurde am Metzlers Begräbnisplatz beerdigt.

Whitcomb. — Am 7. Dez. 1903, in Suger Creek, Tuscaravas Co., Ohio, Walter Whitcomb. Er erreichte ein Alter von 11 J., 7 M., 7 T.

Marktbericht.

Chicago, 28. Dez.

Rindvieh. Die heutige Zufuhr betrug 26,800. Die Preise stellten sich wie folgt: Stiere, $3.60—5.75; Stockers und Feeders, $2.00—4.00; Kühe, $2.40—3.50; Heifers, $2.00—4.35; Kälber, $2.50—6.50; Bullen, $2.00—4.00.

Schweine. Die heutige Zufuhr betrug 25,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Leichte Sorte, $2.25—4.60; Gemischte Sorte, $4.40—4.90; Schwere Sorte, $4.40—4 95.

Schafe. Die heutige Zufuhr betrug 20,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Schafe, $2.60—4.10; Lämmer, $4.00—6.00.

Omaha, Nebr., 28. Dez.

Rindvieh. Zufuhr 2500. Markt stark. Native Stiere, $3.00—5.25; Kühe und Heifers, $2.50—3.65; Western Stiere, $2.80—3.70; Texas Stiere, $2.50—3.60; Range-Kühe und -Heifers, $2.25—3.30; Canners, $1.50—2.15; Stockers und Feeders, $2.50—3.80; Kälber, $3.00—5.00; Bullen, Stags, etc. $1.50—3.75.

Schweine. Zufuhr 5000. Markt 5c—10c höher. Schwere, $4.60—4 70; gemischte, $4.62½—4.65; leichte, $4.55—4.62½; Ferkel, $3.50—4.50; Durchschnittspreis, $4.62½—4.65.

Schafe. Zufuhr 5,000. Markt stetig. Western Jährlinge, $3.65—4.25; Widder, $3.30—3.50; Ewes, $2.75—3.25; gewöhnliche und Stockers, $2.00—3.50; Lämmer, $4.75—$5.60.

Auswärtige Märkte.

New York, 28. Dez.

Weizen — No. 2 rot, 95¾c.
Korn — 52½c.
Hafer — 42½c.
Baumwolle — Middling, Hochland, 13.70; Middling, Golf, $13.90.

Duluth, 28. Dez.

Weizen — No. 2 Northern, 79½c.
Hafer — 34½c.
Roggen — 52½c.

St. Louis, 28. Dez.

Weizen — No. 2 rot, 92—92¾c.
Korn — 43½c.
Hafer — 36½c.
Roggen — 54c.

Cincinnati, 28. Dez.

Weizen — No. 2 rot, 91—92c.
Korn — 42½c.
Hafer — 37½—38c.
Roggen — 62c.

Milwaukee, 28. Dez.

Weizen — No. 2 rot, 83—84c.
Korn — 39—41c.
Hafer — 37—37½c.
Roggen — 56½—57c

Kansas City, 28. Dez.

Weizen — No. 2 hart, 71—71½c.
Korn — 36—37c.
Hafer — 35½c.
Roggen — 49½c.

Minneapolis, 28. Dez.

Mehl. — No. 1 Patent-Mehl, $4.45—4.55; No. 2, $4.30—4.40; No. 1 „Clears", 3 30—3 40; No. 2 $2 30—2.40.



Gehen Sie diesen Winter nach dem Westen?

Einerlei ob Sie eine Pläsir-, Geschäfts- oder Gesundheitsreise unternehmen wollen, ob für kürzere oder längere Zeit, ob nach Oklahoma oder nach California.

Es wird von großem Vorteil für Sie sein Ihren Weg über die **Santa Fe** Linie zu nehmen. Sie können entweder die feinste California Limited, die billigeren Touristen-Schlafwaggonen oder andere Schnellzüge benützen. Die Bedienung ist gleich gut.

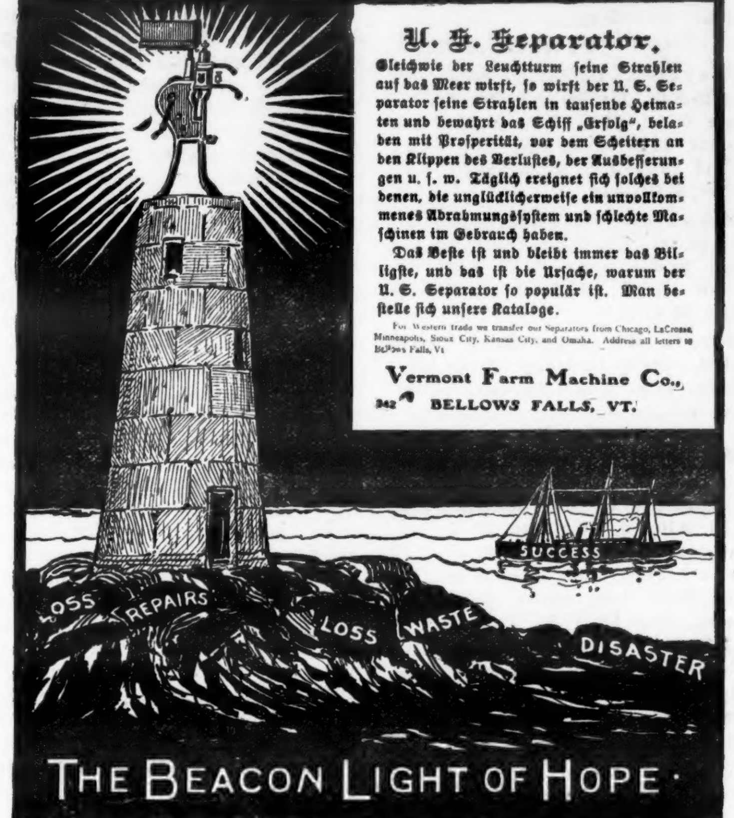
Merken Sie sich die Thatsache, daß die **Santa Fe** die einzige Bahn ist, die von Chicago bis nach der Küste des Stillen Ozeans unter nur einer Geschäftsleitung steht. Es ist die Santa Fe den ganzen Weg durch, und das sagt viel.

Wir sehen ein, daß ein zufriedener Kunde die beste Anzeige ist und wir sparen keine Mühe, die Reise so angenehm wie möglich zu machen.

Gebrauchen Sie den hier angegebenen Coupon.

F. T. HENDRY, Gen. Agt.,
151 Griswold St.,
Detroit, Mich.
A. T. & S. F. Ry.

I am planning a trip to ....
Please send me literature and information as to rates, etc.
Name ....
Street No. ....
City ....





Schmerzen

in den Gelenken und Muskeln sind Anzeichen von **Rheumatismus.**

Forni's

Alpenkräuter-Blutbeleber

neutralisirt die Harnsäure im Blut, die Ursache des Leidens, und bringt dem Körper Gesundheit und Wohlergehen. Ist keine Apotheker-Medizin. Kann nur durch reguläre Lokal-Agenten bezogen werden. Nähere Auskunft ertheilt der Eigenthümer,

Dr. Peter Fahrney,
112-114 So. Hoyne Ave., CHICAGO, ILLS.

Der beste Kalender

für die Mennoniten in Manitoba und im Canadischen Nordwesten, ist der, welcher von der Mennonitischen Verlagshandlung, Elkhart, Ind., herausgegeben wird. Er ist auch der billigste. Die Zeitrechnung ist besonders für den Norden bestimmt und der Lesestoff ist für die Mennoniten von besonderem Interesse.

Funks Kalender sollte in jedem Hause sein. Agenten werden verlangt. Man bestelle sofort. Preise sind wie folgt:

Per Exemplar,	portofrei,	$ .06
Per Dutzend,	"	.45
Per 25 Stück	"	.90
Per 100 "	"	3.50

MENNONITE PUBLISHING CO., Elkhart, Ind.

Freies Regierungsland

im

Staate Montana,

auf welchem dieses Jahr 116 Bushel Hafer, 61 Bushel Weizen und 400 Bushel Kartoffel per Acre gezogen wurden. Alfalfa 7 Fuß lang, 6 Tonnen per Acre. Um Näheres schreibe man an

B. E. Werkman, Im. Agt.,
St. Paul, Minn.

Wegen Exkursion wende man sich an obige Addresse.

Two trains a day Chicago to California, Oregon and Washington. Chicago, Union Pacific & North-Western Line.

Two solid through trains daily Chicago to California. Chicago, Union Pacific & North-Western Line.